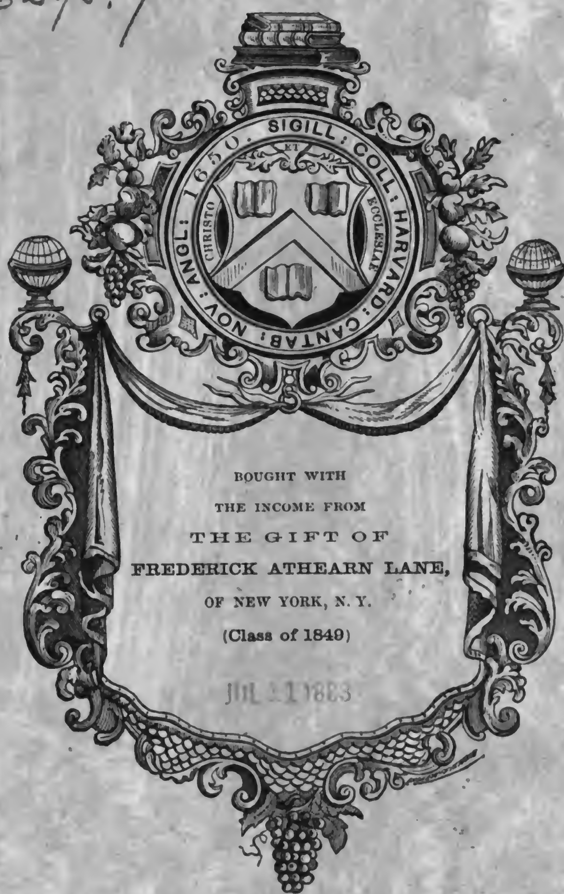
Sammlung bergmännisc... sagen


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE



Sammlung bergmännischer Sagen

von

Fr. Wrubel.



Mit einem Vorwort

von

Dr. Ant. Birlinger

Professor an der Universität zu Bonn.



Freiberg in Sachsen 1883

Verlag von Craz & Gerlach

(Ed. Stettner)

Das arme Bergmannsleben ist wunderbar reich an Poesie: seine Sagen und Lieder, seine Sprache, seine Weistümer reichen in die älteste Zeit hinauf. Die Lieder, die wohlbekannten Bergreien, die Sprachüberreste, die Weistümer sind teilweise gesammelt; die Sagen erscheinen hier zum erstenmale von kundiger Hand ausgewählt und im ganzen Zauber der bergmännischen Sprache wiedergegeben. Das vermag nur zu bieten, wer ein warmes Herz für Land und Leute mitbringt, wo diese uralten Schätze zu heben sind; wer Verständnis für unser altdeutsches religiöses Leben hat, wer — es sei gerade herausgesagt — selbst poetisch angehaucht ist. Was vom Herzen kommt, geht wieder zum Herzen, ist eine alte und ewig neue Wahrheit. Hat der Verfasser auch nur aus der Litteratur der Bergmannssagen uns bekannte Gebiete begangen, verdient er schon vollauf unsern Dank. Seine Liebe zur Sache läßt uns hoffen, er werde mit

Unterstützung Gleichstrebender noch jene Schätze heben, die nicht an der großen Straße liegen, sondern an weniger befahrenen Wegen und Stegen zu heiligen Zeiten schimmern und zu Tage gefördert sein wollen. Unsere Stammesbrüder in Siebenbürgen und in den Venediger Alpen, am Monte Rosa, die dem lieben Bergwerke einst nachgegangen, werden auch noch manche Sagen besitzen, die der Verfasser einheimsen muß, da er einmal dazu berufen ist.

So möge denn dieses nette Büchlein seinen Rundgang durch die Welt, die Alte und Neue, antreten; es wird überall Einlaß finden, wo die Liebe zur germanischen Vorzeit, die Liebe zur Poesie vom materiellen Alltagstreiben noch nicht erstickt worden ist.

Bonn.

Prof. Dr. Anton Birlinger.

Inhaltsverzeichnis.



III. Sagen von den Venedigern.

IV. Vermischte Sagen.

Anhang.



Einleitung.



Im oberschlesischen Bergwerksdistrikt geboren und erzogen, war es mir von Kindheit auf eine Lust, den sagenhaften Erzählungen alter Bergleute zu lauschen. Wie herzlich froh war ich, wenn mich während der Schulferien ein Steiger der benachbarten Grube in das Bergwerk mitnahm, wenn wir dann, nachdem alle Orte befahren waren, uns in irgend einer verlassenen Strecke auf den Boden niederließen, unser mitgebrachtes Frühstücksbrot verzehrten, und er mir so allerliebste Sagen erzählte, namentlich vom Berggeist! Und wie wurde der Eindruck dieser Erzählungen noch erhöht durch die Umgebung, in der wir uns befanden! —

Später wurde ich selbst Bergmann und damit wuchs mein Interesse für bergmännische Sagen selbstverständlich noch mehr. Da begann ich denn dergleichen Sagen zu sammeln, wie ich sie in Schlesien, in Sachsen, am Harz, am Rhein, in Süddeutschland und in Österreich fand, und machte dabei eigentümliche Beobachtungen über die Veränderungen, welche ein und dieselbe Sage in den verschiedenen Ländern erlitten, und über die Existenz bergmännischer Sagen in den einzelnen Gegenden überhaupt. Das Resultat meiner Beobachtungen über das Vorkommen von bergmännischen Sagen im Munde der Arbeiter war folgendes: Sie sind fast ausschließlich nur noch von Bergleuten auf Erzgruben gekannt, in Kohlenwerken nur dann, wenn in deren Nähe sich ein altes Erzbergwerk befindet, oder wenn in diesen Kohlengruben frühere Erzbergleute arbeiten. Dies hat seinen Grund darin, daß der Kohlenbergbau ein verhältnißmäßig sehr junger ist, und die Kohlenbergleute sich von dessen Beginn an aus allen möglichen

andern Ständen rekrutierten, also der alten bergmännischen Traditionen völlig bar waren. Früher war der Bergmannsstand ein in sich abgeschlossener Stand. Was der Vater gewesen, wurde auch der Sohn und der Enkel, und der Sohn lernte vom Vater und lehrte wieder seinen Sohn, was er vom Vater gelernt. Daher erklären sich auch die uralten Sprachüberreste in der heutigen Bergmannssprache. — So überlieferte sich alles, was auf den Bergmannsstand Bezug hatte, von Geschlecht zu Geschlecht, und natürlich auch die bergmännischen Sagen. Der eigentliche Eichenstamm also, um den sich der Epheu der Sage rankt, ist der Erzbergbau; nur hie und da ist die Sage durch Erzbergleute auch in den Kohlenbergbau übergegangen.

In den Kohlengruben Westfalens z. B. findet man gar keine Sagen, nur eine schwache Reminiscenz an die Sagen vom Berggeiste hat sich in einer Redensart erhalten. Wenn eine Glocke (abgebauter Pfeiler) zusammenbricht, was immer mit großem Getöse vor sich geht, sagen wohl die Bergleute mit einem gewissen Humor: „Der Kasper spuckt“ oder „der Kasper hat alle neune geworfen.“ — Dagegen hat sich unter den Bergleuten auf den Kohlengruben des Beuthener Kreises (in Oberschlesien) noch eine ganze Menge bergmännischer Sagen erhalten (ja es sind unter ihnen sogar neue entstanden), weil — diese Kohlengruben in der Nähe der alten Tarnowitzer Erzgruben liegen, die Kohlenbergleute also mit den Erzbergleuten in unmittelbarem privaten Verkehr stehen; anderseits werden auch Erzbergleute zu den Gesteinsarbeiten in Kohlengruben herangezogen.

In absehbarer Zeit werden aber auch die letzten Reste bergmännischer Sagen unter den Bergleuten schwinden, denn der Bergmannsstand hat jetzt schon fast gänzlich aufgehört ein Stand zu sein. Am deutlichsten sieht man dies in den Steinkohlenrevieren. Der Bauer, der im Winter nichts zu thun hat, der Maurer und Zimmermann, der keine Beschäftigung findet, lassen sich den Winter über als Bergleute anlegen, um nicht müßig zu sein, bis ihnen der kommende Frühling lohnendere und leichtere Arbeit über Tage bringt. Angesichts solcher Thatsachen ist es selbstverständlich, daß die bergmännischen Traditionen nicht nur unterbrochen sind, sondern daß auch die Liebe zum Bergmannsstande und seiner wunderbaren, eigenartigen Poesie jetzt außerordentlich geschwächt ist und bald gänzlich aufhören wird. —

Während ich das Sammeln bergmännischer Sagen längere Zeit hindurch planlos zu meinem Privatvergnügen betrieb, munterte mich später mein hochverehrter Lehrer, der Professor der germanischen Sprachen an der Universität Bonn, Herr Dr. Anton Birlinger, als er zufällig einmal Einblick in meine Notizen und Skizzen bekam, dazu auf, die Sache ernstlich in die Hand zu nehmen, zu einem Ganzen zu gestalten und der Öffentlichkeit zu übergeben. Er stand mir dabei in der freundlichsten Weise mit Rat und That zur Seite. Ebenso unterstützte mich bei meiner Arbeit Herr Stadtrat Heinrich Gerlach in Freiberg i. S., der mir aus der Bibliothek des dortigen Altertumsvereins und aus seiner eignen viele für meine Sammlung nötige Bücher mit großem Fleiße aussuchte und zur Verfügung stellte. Auch Herr Sektionsrat Alois Schmidt in Hall in Tirol war mir durch schriftliche Mitteilungen behilflich. Diesen drei Herren spreche ich hier öffentlich meinen verbindlichsten Dank aus.

Den gesammelten Stoff habe ich in vier Gruppen geteilt: 1. Wie Bergwerke gefunden wurden, 2. Sagen vom Berggeist, 3. Sagen von den Venedigern und 4. vermischte Sagen. In diesen Gruppen habe ich dann wieder die einzelnen Sagen, so weit es möglich war, nach der Ähnlichkeit ihres Inhaltes oder nach ihrer lokalen Verwandtschaft zusammengestellt.

Über die Sagen von der Auffindung von Bergwerken und über die vermischten Sagen kann ich hier füglich hinweggehen. Auch in Bezug auf die Sagen von den Venedigern will ich hier nur erwähnen, daß allen die Thatsache zu Grunde liegt, daß im Mittelalter und auch später der Chemie kundige Italiener nach Deutschland kamen und von da goldhaltige Erze, deren Wert die Deutschen gar nicht ahnten, nach ihrer Heimat führten; daher auch die öfters vorkommende Äußerung der „Venediger“ zu den Hirten und Bauern, denen sie unterwegs begegneten oder die ihnen den Weg wiesen: „Der Stein, mit dem du nach deiner Kuh wirfst, ist mehr wert, als die Kuh selbst.“ — Nur über die Sagen vom Berggeiste mögen hier einige Worte Platz finden.

Der „Berggeist“ ist wohl zu unterscheiden vom „Rübezahl,“ der im Riesengebirge sein Wesen treibt und ebenfalls Berggeist genannt wird. Ich möchte diesen zum Unterschiede von jenem, der nur beim Bergbau vorkommt, „Gebirgsgeist“ nennen, da Rübezahl in allen Sagen über Tage, und zwar nur im Riesengebirge auftritt.

Wie nun die Gestalt des Berggeistes in den verschiedenen Gegenden verschieden ist, so ist auch sein Charakter ein mannigfacher; er wird in manchen Bergdistrikten zur reinen Karikatur dadurch, daß mit der Vorstellung des Berggeistes die der neckischen Gnomen und Kobolde verbunden wird.

Ursprünglich ist der Berggeist ein durchaus gutmütiger Geist, er hält Ordnung und Zucht in der Grube aufrecht und bestraft deren Verletzung, er duldet kein Fluchen, kein Pfeifen,* kein Schelten, überhaupt keinen unnützen Lärm innerhalb seines Gebietes; er hilft, rettet und warnt. Als solchen kennt die Sage den Berggeist jetzt noch am Harz und in Oberschlesien, zum Teil auch im Erzgebirge. In den meisten anderen Bergdistrikten ist ihm etwas Dämonisches, boshaft Zorniges beigemengt worden.

Was die äußere Erscheinungsweise des Berggeistes anlangt, so liebt er es, in der Gestalt des Steigers oder Markscheiders aufzutreten, häufig auch als gewöhnlicher Bergmann, höchst selten in Tiergestalt (als Mäuschen, als Roß mit langem Halse und furchtbar blickenden Augen a u f d e r S t i r n, als großer schwarzer Vogel ohne Kopf). Manchmal zeigt er sich als rote oder blaue Flamme, in Tirol als grünes Männchen mit feurigen Augen, oder von ganz feuriger Gestalt. Als Bergmann oder Bergbeamter trägt er eine Grubenlampe von massivem Silber mit ungeheuer großer Flamme, an der man ihn schon von weitem erkennen kann. Auf dem Harz sieht man ihn oft als riesenhaften Mann, der, mit einer Mönchskappe und Mönchskutte bekleidet, gebückt in den Strecken einherwandelt. In den Gruben bei Scherben zeigt er sich mit großen Stulpstiefeln, gelbledernen Hosen und Blechhandschuhen, an denen vorn spitzige Haken befestigt sind. „Wenn er

*) Das Verbot des Pfeifens in der Grube, welches die Sage vom Berggeiste selbst ausgehen läßt, „damit er nicht im Schlafe gestört werde," soll in Thüringen aufgekommen sein Nach alten Berichten hat es in den dortigen Gruben in Gestein eingeschlossene giftige Gase gegeben. Wenn das Gestein durch den beim Abbau entstehenden Druck einen Spalt bekam, zwängten sich die bösen Wetter durch diesen engen Spalt hindurch, und so entstand ein schrilles Pfeifen. Dies war das Zeichen für die Bergleute, sich schleunigst zu retten. Um nun dieses von der Natur gegebene Rettungszeichen, dieses charakteristische Pfeifen nicht mit dem menschlichen Pfeifen zu verwechseln, und so unnötige Aufregung zu ersparen, soll man das Pfeifen unter Tage den Bergleuten streng untersagt haben. Von Thüringen kam dieses Verbot auch nach Schlesien, wo man es auch gegenwärtig noch, selbst in einzelnen Steinkohlengruben, kennt.

einem im Zorn damit eine Ohrfeige giebt, bleiben die Spuren dieser Haken ewig sichtbar.“ In der St. Georgengrube bei Schneeberg erscheint er als schwarzer Mönch, in den Kamsdorfer Gruben als kleiner, dicker Mönch von garstigem Aussehen „mit Augen im Kopfe so groß wie Käsenäpfe.“

Die Verschmelzung der Gestalt des Berggeistes, der nur in Bergwerken vorkommt, mögen diese nun noch im Betriebe oder schon abgebaut sein, mit den Zwergen und Gnomen, welche verborgene Schätze in den Bergen bewachen, ist am deutlichsten erkennbar an den Knappenmandle, Gruben- oder Stollnmandle, Schacht- oder Bergzwergen, wie man sie in Tirol kannte. Sie erschienen dort in graulederner Tracht, auch als Bergknappen mit Wettermänteln, kleinen runden Hütchen oder der Spitzmütze, mit langen Bärten, meist bucklig, jedoch trotz hohen Alters immer rührig und äußerst stark. Aber während sie die Gestalt der Zwerge oder Gnomen hatten, war ihr ganzes Wesen das des eigentlichen Berggeistes: sie halfen den Knappen bei der Arbeit, besonders während der Mittagszeit und nachts, sie spitzten die Schürfeisen, härteten Fäustel und Bohrer, entzündeten frommen Knappen erlöschte Lichter, zeigten reiche Adern und Gänge, hielten den Einbruch wilder Wasser, den Einsturz der Stolln, das Entzünden giftiger Schwaden auf; schlimme Knappen töteten sie durch Dünste, durch Wasser und dergleichen.

Die Sage ist überall da, wo sie von „Berggeistern“ spricht, nicht mehr rein, sondern mit der Zwergsage vermengt; die ursprüngliche Sage kennt nur einen Berggeist, der mit den Bergleuten in Berührung tritt. Auch da, wo der Berggeist die Grube verläßt und über Tage erscheint, ist die Sage schon mit der Zwergsage oder anderen Dämonensagen vermengt. Nach den alten Sagen erstreckt sich nämlich die Macht des Berggeistes nur auf die unterirdischen Räume und auf den Schacht bis zur obersten Fahrt. Wer diese erreicht, ist seiner Gewalt entrückt.

Nach den ältesten Sagen zeigt sich der Berggeist gewöhnlich, um einem Armen, Schwachen oder Verirrten beizustehen, um vor einem bevorstehenden Unglücke zu warnen, oder um von dem an einem abgelegenen Orte geschehenen Unglücke Kunde zu geben; oft auch, um ein begangenes Unrecht zu strafen. Er hilft schwachen, kränklichen Bergleuten, die guten Willens sind zu arbeiten, bei

ihrer Beschäftigung, so daß die Arbeit wunderbar schnell und erfolgreich von statten geht. Verirrte führt er auf ihren Weg zurück. Wenn jemandem das Licht ausgeht, so daß er ratlos in dem schaurigen unterirdischen Dunkel dasteht, erscheint der Berggeist und zündet ihm mit seiner Lampe. Häufig giebt der Berggeist Bergleuten, denen Inselt oder Öl auf ihrer Lampe mangelt, solches von der seinigen, und dieses nimmt dann niemals mehr ab. Bedürftigen giebt er manchmal irgend einen Stein in die Hand, der sich, sobald sie über Tage ankommen, in das reinste Gold verwandelt. In vielen Sagen erscheint der Berggeist plötzlich in Gestalt des diensttuenden Steigers vor Ort und heißt die Arbeiter augenblicklich an ein anderes gehen. Kaum sind sie fort, so geht das verlassene Ort zu Bruche, und die Bergleute sind dem sonst unausbleiblichen Tode entronnen. Er verschwindet eben so plötzlich, wie er erscheint. Gewöhnlich tritt er aus dem sich öffnenden Gestein heraus und geht nachher in dasselbe wieder zurück, ohne daß das geringste Merkmal daran sichtbar bleibt. In der Öffnung des Gesteins sieht man bei seinem Weggange eine Menge Gold, Silber und Edelsteine glänzen. Wenn man nun irgend ein Stück des Gezähes in die Öffnung hineinwirft, so bleibt der Gang mit all' seinen Reichtümern offen. Gewöhnlich aber sind die Bergleute von dem plötzlichen Glanze so geblendet, daß sie die Augen unwillkürlich abwenden müssen und so den günstigen Moment unbenützt vorübergehen lassen.

Der Berggeist soll früher ein Bergmeister gewesen sein, der solche Freude am Bergbau hatte, daß er auf dem Sterbebette den lieben Gott bat, er möchte ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubnis geben, bis auf den jüngsten Tag in Gruben und Schächten umherzufahren und den Bergbau zu besichtigen. Diese Bitte sei ihm auch gewährt worden.

Die Sage vom Berggeist ist so alt, wie der deutsche Bergbau selbst, ein Überrest altheidnischen Götterglaubens, der Naturkräfte und Naturerscheinungen personifizierte. Die Unzuträglichkeiten und die häufigen Unglücksfälle, die der Bergbau naturgemäß mit sich bringt, dachte man sich als den Ausfluß einer unterirdischen Macht, die man sich allmälig als den Beherrscher des unterirdischen Reiches vorstellte, als den Berggeist. — Wie fest dieser Aberglaube nicht nur im Volke, sondern auch in gebildeten Kreisen wurzelte, mag folgende Stelle aus einem alten

Buche der Straßburger Universitätsbibliothek (dem das Titelblatt fehlt) zeigen. Sie steht im 13. Kapitel, welches überschrieben ist: „Von denen Geistern, so in Bergwercken erscheinen und Bergmännlein genannt werden.“

„Was ihr Wesen anlanget, so hat man hiervon verschiedene Meinungen. Paracelsus de Philos. occult. Tr. de homine. subterraneis untersteht sich zu behaupten, sie wären denen Menschen nicht gar ungleich, denn er spricht: „Sie haben Fleisch und Blut“ und bald darauff: „Sie sterben aber nach langem Leben.“ Doch wir haben billig Ursache an diesem Vorgeben zu zweiffeln, weil wir mit dem Herrn Rumpelio nicht glauben können, daß Paracelsus jemahls einem solchen Berg-Männlein werde zur Ader gelassen, oder eines anatomiret, oder auch zu Grabe getragen haben. Vid. Ej. Tr. von Bergmännlein § 9.“ ......

..... p. 145. „Die Erfahrung lehret, daß sie (die Berggeister) leichte sich darstellen, leichte aber auch verschwinden können, wie denn Olaus der Bischoff von Upsal in der „Beschreibung der Mitternächtigen Länder und ihrer Gebräuche“ Lib. VI. c. IX. von denen Berg-Männlein saget: „Sie ruffen die Bergleute an einen Ort; wenn sie denn kommen, so ist niemand vorhanden. Folglich müssen ihre Leiber aus solcher Materie bestehen, welche leichte kan verdicket und den menschlichen Augen dargestellet, und auch leichte kan verdünnet und dem menschlichen Gesicht entzogen werden.“

„Den Ort solcher Berg-Geister anbelangend, da sie sich am meisten aufzuhalten pflegen, solches sind diejenigen Fund-Gruben oder Bergwercke, welche eine reiche Ausbeute zu geben pflegen, wie solches nicht nur vor diesem beobachtet worden, sondern auch noch heutigen Tages in denen Annabergischen, Schneebergischen und auch Schmalkaldischen Bergwercken gespühret wird. Olaus hat es gleichergestalt angemerket, wenn er l. c. spricht: „Das thun sie fürnemlich in denen reichen Bergwercken, da zu hoffen ist, daß man einen reichen Schatz finden werde.“ Doch darff man deßwegen nicht mit Trithemio meynen, als ob dieses der Ort sey, dahin sie von ihrem Schöpfer nach ihrem Falle verstossen worden, auch darff man mit Theophrasto Meteor. c. 4. eben nicht glauben, daß sie von Gott in solche Ertz-Gruben gesetzet worden, daß sie darinnen wohneten, wie wir Menschen

hier auf der Welt wohnen, sondern es ist zu muthmaßen, daß sie deßwegen dergleichen Orte zu ihrem Aufenthalt erwehlen, weil sie daselbst die beste Gelegenheit haben die Menschen zu äffen und sie in Sünde zu stürzen; denn es bleibt wohl dabei, daß der Geitz eine Wurzel sei alles Übels, und daß derjenige, welcher allzusehr nach Geitz und Reichthum trachtet, mit gar leichter Mühe auch zu allerhand Sünde könne verleitet werden; um dergleichen Sünden mit Lust anzuschauen und nach vermögen zu befördern, findet sich der böse Geist an solchen Orten ..."

Diese und die folgende Stelle zeigen uns auch, wie der ursprünglich „gute" Berggeist einen ganz andern, entgegengesetzten Charakter bekommt dadurch, daß man ihm Eigenschaften des leibhaftigen Teufels andichtet.

Bei Theophrastus,*) de occult. philos. lib. VI heißt es: „Sie (die Berg-Männlein) verkündigen auch einem den Tod, also, wo mans höret klopfen zum ersten-, zweiten- und drittenmale, so bedeutet es den Tod des Bergmanns, der daselbst seine Arbeit hat; entweder er wird von dem Bergwerke bedecket oder kommt sonst um sein Leben. Das ist nun bei denen Bergleuten eine gewisse Erfahrung, und die Bergverständigen haben große Acht auf solche Dinge. Ich will hier nicht weitläufig demonstrieren, wie es möglich sey, daß solche Geister dergleichen futura contingentia, oder solche zukünftige Dinge, welche geschehen und nicht geschehen können, vorher zu sagen wissen, sondern nur kürzlich dieses melden, daß sie zuweilen gar wohl aus eigenen Kräfften ohne die Offenbarung eines andern das Todes-Stündlein solcher Bergleute wissen können. Zum Exempel, wenn dieser oder jener Bergmann durch das einfallende Bergwerk, durch Zerbrechung seiner Leiter, durch Zerreißung derer Ketten und dergleichen sein Leben endigen soll, so weiß ja der Satan, der alle Örter und Winkel penetriren und durchwandern kann, wo das Bergwerk schadhaftig, wo die Leiter oder Kette zerbrechlich, folglich kann er auch muthmassen, welchen Bergmann dergleichen Unglück betreffen werde. Doch am allerbesten weiß dieser Geist dergleichen Todesstunde derer Menschen durch Offenbarung des Höchsten, welcher wie in andern Fällen, also auch in diesen sich des Dienstes der bösen Engel bedienen und sie zwingen kan, daß sie diesen und jenen, welchen Gott dergleichen Gnade erweisen will, sein instehendes Todes-

*) Ebenfalls in dem erwähnten Buche der Straßburger Bibliothek citiert.

Stündlein anzeigen und durch dreymaliges Anklopfen ankündigen müssen; denn daß der leidige Satan aus eigener Bewegung dergleichen vornehmen sollte, ist daher nicht glaublich, weil uns Sterbliche in dieser Welt nichts mehr erschrecken, den Lauff unsrer Sünden nichts besser hemmen und zu unsrer Busse uns nichts eher erwecken kan, als wenn wir uns versichern können, daß das Stündlein unsres Todes vorhanden und das Ende unsres Lebens nicht mehr weit entfernt sey. . . . . Daraus ist also zu schließen, daß solche Geister wider ihren Willen aus Gottes sonderbarer Vorsehung Boten des Todes und ungewöhnliche Bußwecker sein müssen, durch welche die sonderbare Langmuth des Höchsten verhindert, daß solche Seelen nicht allzuschnell von dem Tode übereilet und also leicht in Verzweifflung gestürzet werden." (p. 151.)

Wir sehen, wie fest sich die damalige Zeit in den Aberglauben verrannt hatte und welch lächerlich-spitzfindige Untersuchungen auf der Grundlage dieses Aberglaubens angestellt wurden. Anders dachte man schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Joseph von Sperges schreibt in seiner „Tyrolischen Bergwerksgeschichte." Wien 1765, p. 70:

„Wenn dem noch vorhandenen Berichtschreiben eines gewissen Hildeprand Lappi, Abgesandten der freien Stadt Florenz, zu trauen und selbiges nicht vielmehr wegen so vieler abgeschmackten Fabeln, womit es angefüllt ist, für ein eitles Gedicht zu achten wäre, so glaube ich, daß die Untersuchung des Landes, welche der gedachte Florentiner mit dem Schwarzkünstler (Necromantico) des Herzogs von Kärnten, so vermuthlich der vorgenannte Heinrich war, in Tyrol vorgenommen hatte, in bergmännischen Absichten geschehen, und unter dem Namen der großen Schätze, welche nach seinem Vorgeben in Inspruck und Brunecken und in der Gegend von Seben unter der Erde verborgen liegen und von Teufeln bewachet sein sollten, reiche Erztgänge und edle Klüfte zu verstehen wären. Die dumme Unwissenheit und Einfalt desselben Weltalters machte alle Märchen geradeweg glauben. Also ging zur Zeit des vorgedachten Heinrichs der Ruf in Tyrol, daß es im Lande Bergmännchen gäbe, die mit den Menschen Umgang hätten, mit ihnen äßen, spielten u. s. f. Der Chronikschreiber will den Leser, daß es keine Blenderey, noch ein falscher Wahn gewesen, überreden und seine Erzählung mit dem Zeugnisse des Bischofs Matthaeus zu Brixen und vieler andrer glaubwürdiger

Personen bewähren. Die ganze Fabel muß von den Bergknappen ihren Ursprung gehabt haben. . . ."

Jetzt existiert dieser Aberglaube selbst unter den Arbeitern nur noch hie und da in schwachen Köpfen, die durch ihre namentlich religiös falsche Erziehung zum steifen Festhalten an so wahnwitzigen Dingen förmlich geschult sind. Daß er aber auch in unserer „aufgeklärten" Zeit noch nicht völlig geschwunden ist, das findet jeder erklärlich, der sich einmal in einem größeren, tiefen Bergwerk allein befand, in dem schauerlichen Grabesdunkel, welches von dem winzigen Grubenlichte, das er in der Hand trägt, nur auf wenige Schritte zurückgedrängt wird, in der schauerlichen Grabesstille, die nur unterbrochen wird von dem leisen, unheimlichen Geräusch des Wassers, das hie und da aus den Klüften des Gesteins hervorrieselt, und von dem dumpfen Widerhall der Tritte. Wer sich in solcher Umgebung, viele hundert Fuß tief unter der Tagesoberfläche, einsam befindet, der erfährt es an sich selbst, wie rege die menschliche Phantasie in solcher Lage spielt, und begreift es, wie der Aberglaube von der Existenz eines Berggeistes in dem Hirn schlichter Bergleute entstehen konnte und noch bestehen kann.* Folgende wahre Geschichte mag dies deutlicher machen. —

In der Nähe der früheren freien Bergstadt Tarnowitz giebt es eine Anzahl Eisenerzgruben. Da das Vorkommen dieses Erzes dort kein gang- oder lagerartiges, sondern ein nesterartiges ist, sind auch die Anlagen dieser Bergwerke sehr einfach. Es werden kurze Schächte und von diesen aus kurze Abbaustrecken getrieben: das gewonnene Material wird vermittelst eines Haspels heraufgezogen. Ist das Nest abgebaut, so verläßt man den Schacht und treibt in der Nähe desselben einen zweiten ꝛc. Da Sonntags nicht gearbeitet wird, deckt man am Samstag abends die Schachtöffnung, über welcher sich nur sehr selten eine Holzbaude zum Schutze der Arbeiter vor Wind und Wetter befindet, mit Brettern zu, damit niemand, der sich dem Schachte unberufen nähert, hineinfällt.

An einem Morgen früh um 5 Uhr versammelten sich einst die Bergleute an einem solchen Schachte, um einzufahren. Die Häuer lagerten sich im Grase und erzählten von den Erlebnissen

*) Fühlt sich ja doch selbst mancher gebildete Mensch, wenn er abends oder nachts allein durch einen Wald geht, schon unbehaglich, und sieht doch selbst ein solcher dann wohl einen krummen Baumstamm für einen lauernden Raubmörder an.

des Sonntags, während die Schlepper sich um die Einfahrt drängten. Es war nämlich dort Sitte, daß die Schlepper zuerst einfuhren, dann erst die Häuer. So stieg nun ein Schlepper nach dem andern die steilen Fahrten hinunter.

Als der erste unten ankam, blieb er erschreckt stehen, denn deutlich hörte er rasche Schritte, die dem Schachte näher kamen, „klipp klapp! klipp klapp!“ als wenn jemand in Holzpantoffeln daher gelaufen käme, und dabei ein höhnisches, lautes Lachen.

„Der Berggeist! der Berggeist!“ schrie aus Leibeskräften der Schlepper, und „der Berggeist!“ schrieen seine Kameraden über ihm und fuhren mit solcher Eile wieder aus, daß es schier zu verwundern war, daß sich dabei niemand den Hals brach.

Bleich und zitternd vor Schrecken erzählten sie oben den Häuern, daß der Berggeist unten sein Wesen treibe, sie hätten ihn deutlich lachen gehört und gemerkt, wie er dem Schachte zugelaufen sei. Die Häuer, die das ganze für einen Scherz hielten, schimpften anfangs auf die Schlepper und drohten ihnen mit Schlägen, als sie aber die Jammergestalt des Burschen sahen, der zuerst eingefahren war, da — lachten sie über seinen Aberglauben und hielten Spottreden: es gäbe ja gar keinen Berggeist; die Schlepper sollten nur wieder einfahren. Aber diese weigerten sich, allein hinunterzugehen, und forderten, daß ein Häuer zuerst einfahre. Alles Drohen und Schelten der Häuer half nichts, bis einer von ihnen sich wirklich dazu verstand, zuerst einzufahren. Die Schlepper folgten ihm und mußten sich während der Fahrt manches grobe Wort von dem über solch thörichten Aberglauben erzürnten Häuer gefallen lassen. Der Häuer kam unten an, hinter ihm ein Schlepper nach dem andern; aber kaum hatte er ein paar Schritte von der Fahrt weg gethan, da hörte auch er das „klipp klapp! klipp klapp!“ und jenes heisere Hohngelächter. Starr vor Schrecken konnte der Häuer kein Wort herausbringen und folgte ganz mechanisch den entsetzt wieder nach oben fliehenden Schleppern. „Der Berggeist! der Berggeist!“ ertönte laut das Angstgeschrei aus dem Schachte zu den oben Wartenden herauf. —

Nun lachten die Häuer nicht mehr über den Aberglauben der Schlepper, als sie den Bericht ihres Kameraden vernahmen. Keiner von ihnen wollte einfahren. Sie gingen zum Steiger, um ihm dies mitzuteilen und ihn zu ersuchen, sie auf einem anderen Schachte anzulegen. Aber dieser, ein noch junger, hitziger

Mann, empfing sie mit einer gewaltigen Strafrede und drohte jedem mit sofortiger Entlassung, der die Arbeit nicht wieder auf demselben Schachte aufnähme. Er selbst wollte ihnen zeigen, welch dummem Aberglauben sie sich hingegeben hätten und wie lächerlich sie als gereifte Männer sich dadurch machten. Was sollte man denn von den jungen Schleppern erwarten, wenn sie, die alten Bergleute, nicht besser wären?! —

Ob solchen Worten fühlten die Bergleute sich beschämt, fühlten ihren Stolz, ihre Ehre angegriffen und damit wuchs ihnen auch wieder der Mut. Und als der Steiger sein Grubenlicht zur Hand nahm, folgte ihm eine ganze Anzahl Häuer auf der Fahrt nach.

Schweigend stiegen sie in die dunkle Tiefe hinab, nur der junge Steiger donnerte und polterte noch hin und wider in seinem Ärger über die Arbeiter.

Er kam unten an, hob sein Grubenlicht in die Höhe und senkte es tief bis an den Boden, um alles genau zu übersehen, ... er bemerkte nichts. —

Doch, was war das? — Lachte da nicht jemand in der dunklen Strecke so höhnisch? — Oder war es etwa einer der Arbeiter? — „Ruhe!" befahl der Steiger, dem es nun auch sonderlich zu Mute wurde, den Bergleuten, welche sich ängstlich um die Fahrt drängten: „keiner räuspere sich!" —

Das höhnische Lachen wiederholte sich, es kam aus einer Strecke, ja, man hörte jetzt sogar ganz deutlich, wie jemand aus der Strecke dem Schachte zulief; — man hörte das Geräusch eiliger Schritte „klipp klapp, klipp klapp!" —

Der Steiger faßte seinen ganzen Mut zusammen. Er glaubte immer noch an die Möglichkeit einer Täuschung. Die Bergleute, zitternd vor Furcht und halb gelähmt, machten Miene nach oben zu entfliehen, aber der Steiger verhinderte das. „Keiner rühre sich von der Stelle!" rief er ihnen zu.

Nun ging er selbst in die Strecke hinein, aus der die Tritte und das Lachen erschollen. Sie kamen immer näher; manchmal nur schien es, als ob sie langsamer würden oder als ob der Eilende über etwas stolperte, dann aber war das höhnische Lachen noch stärker.

Dem Steiger pochte vor Erregung das Herz, als wollte es ihm die Brust zersprengen. Da plötzlich sieht er die Umrisse einer Gestalt — sie werden deutlicher — er unterscheidet einen Kopf

mit zwei großen Augen, einem langen Barte und zwei Hörnern! — Da war es aus mit seiner Fassung, und „der Berggeist! der Berggeist!“ in der furchtbarsten Angst rufend wendet er sich um und eilt zur Fahrt. Hier entsteht nun ein schreckliches Gedränge, jeder der Bergleute will zuerst hinaus und der arme Steiger steht ganz hintenan. Und als der letzte Bergmann vor ihm die Fahrt besteigt, hört er den Berggeist schon unmittelbar hinter sich, er glaubt seinen heißen, giftigen Atem zu spüren und wagt es nicht sich umzudrehen. Es wird ihm schwarz vor den Augen, und wie er selbst den Fuß auf die erste Sprosse der Fahrt setzt, giebt ihm der Berggeist mit seinen Hörnern einen heftigen Stoß in die Kniekehle, so daß er zurückfällt und besinnungslos am Boden liegen bleibt. — Ein heiseres, höhnisches Lachen tönte den Schacht hinauf. — —

Leichenblaß, mit zu Berge stehenden Haaren kamen die Bergleute oben an, und nun war niemand mehr zu halten: alle liefen davon, nach dem Zechenhause zum Obersteiger. Sie erzählten ihm, was sie gesehen, wie der Berggeist den Steiger gefaßt und Gott weiß was mit ihm angefangen habe. Sicherlich sei ihm mindestens der Hals umgedreht worden wegen seines Spottes. Sie aber wollten sich lieber sofort aus der Arbeit jagen lassen, als noch einmal in den verwünschten Schacht einfahren.

Der Obersteiger, ein alter ehrwürdiger Herr mit schneeweißem Kopf- und Barthaar, ... lächelte.

„Wartet nur noch ein Viertelstündchen, dann will ich euch eine Antwort geben, die euch gewiß befriedigen wird.“

Er nahm sein Grubenlicht zur Hand und fuhr allein ein. Niemand wagte ihm zu folgen. Unten an der Fahrt fand er den Steiger besinnungslos am Boden liegen, neben ihm . . . . . einen Ziegenbock, der ihm freudig entgegenmeckerte. — —

Der Schacht war, wie oben schon erwähnt, nicht tief. Am Samstag hatten die Arbeiter vergessen ihn mit Brettern zuzudecken, und so war ein Ziegenbock, der in der Nähe weidete, hineingefallen. Unten im Schachtsumpfe hatte sich Wasser angesammelt, und der Ziegenbock fiel so glücklich, daß er sich, von einigen Quetschungen abgesehen, keinen Schaden zufügte. Nun war das Tier in den dunklen Grubenräumen herumgelaufen, um irgendwo einen Ausgang zu finden. Da nun die Strecken in ihrer Mitte mit Brettern belegt waren, um das Schieben der Karren zu erleichtern, hatten

die Tritte des Ziegenbocks auf diesen Brettern jenes eigentümliche Geräusch verursacht, und die Phantasie hatte aus seinem Gemecker mit Leichtigkeit ein „höhnisches Lachen" machen können. —

Der Obersteiger legte den Ziegenbock in den Förderkübel und band ihn darin fest, weckte den Steiger aus seiner Betäubung (der im ersten Augenblicke den bärtigen Obersteiger wieder für den Berggeist hielt) und fuhr mit ihm aus. Oben angekommen ließ er den Kübel mit dem Haspel heraufziehen und zeigte den Bergleuten den vermeintlichen „Berggeist."

Beschämt fuhren sie ein und gingen an ihre Arbeit, noch beschämter aber war der Steiger, der vorher so mutig gewesen war und so scharfe Spottreden gegen den Aberglauben gehalten hatte. —

Meine Sammlung bergmännischer Sagen, die erste, welche es überhaupt giebt, soll zunächst dem Bergmann eine unterhaltende Lektüre für seine Feierstunden bieten und die Liebe zu seinem Stande erhöhen. Sie dürfte aber in Verbindung mit dem in den Anhängen gegebenen Materiale auch dem Sagenforscher einiges Interesse abgewinnen.

Auf absolute Vollständigkeit macht sie ebensowenig wie jede andere Originalsammlung, die keine Vorarbeiten benutzen kann, Anspruch. Sollten daher einem meiner geehrten Leser bergmännische Sagen bekannt sein, welche in diesem Büchlein nicht enthalten sind, so bitte ich ihn höflichst, mir dieselben mitzuteilen, um sie bei einer eventuellen weiteren Auflage der Sammlung einreihen zu können.

Zell i. W. (Großherzogtum Baden),
den 1. Juli 1882.

Der Herausgeber.

I.

Wie Bergwerke gefunden wurden.



1. Entdeckung des Rammelsberges.

Kaiser Otto der Große war einmal auf der Harzburg bei Goslar. Da ritt einer seiner Jäger, Ramm hieß er, aus auf die Jagd. Auf diesem Ritt kam er an den Berg, der nachher den Namen Rammelsberg erhielt und noch jetzt führt. Das Dickicht war so stark, daß er mit dem Pferde nicht durchkonnte. Er band es daher an einen Baum, um die Jagd besser fortsetzen zu können, und ging zu Fuß vorwärts. Dem Pferde mochte sein Herr aber zu lange ausbleiben, daher es vor Ungeduld stampfte und die Erde wegscharrte. Als nun Ramm nach einigen Stunden zurückkam, erstaunte er, als er unter seines Gauls Hufen die reichsten Erzstufen hervorblinken sah, die er durch sein Scharren und Kratzen von dem sie bedeckenden Rasen entblößt hatte.

Er teilte seinem Herrn, dem Kaiser, die gemachte Entdeckung mit, worauf dieser aus Frankenland Bergleute kommen ließ, die den Bergbau hier einrichten mußten. Zur Erhaltung des Andenkens an Ramm erhielt der Berg den Namen Rammelsberg.

Der Frau jenes Jägers, Gose genannt, hat man die Ehre angethan und nach ihrem Namen die Stadt Goslar und das dahin fließende Wasser Gose geheißen. Man hat auch den Jäger und sein Weib nach ihrem Absterben nicht allein zu Goslar in der St. Augustins-Kapelle, die auf dem Frankenbergischen Kirchhofe steht, begraben, sondern auch ihnen zu Ehren einen großen Stein auf ihr Grab setzen lassen, darauf sie beide in Lebensgröße gehauen

sind. Der Jäger hält in seiner rechten Hand ein Schwert über sich, seine Frau trägt eine Krone auf ihrem Haupte.

Dieser Stein ist nachmals, als man einen Bürgermeister in dieser Kapelle begraben wollte und dazu das Grab machte, fast drei Fuß tief in der Erde gefunden worden, worauf ihn der Rat wieder vor der Kapelle hat aufrichten lassen. — Zum Gedächtnis der Frau des Jägers wird aber heute noch das aus dem Wasser des Flüßchens Gose gebraute Bier ebenfalls Gose genannt.

2. Freiberg.

Zu den Zeiten des Markgrafen Otto von Meißen, im Jahre 1171, hat man angefangen Silbererze in Meißen zu hauen, und zwar zunächst bei dem Dorfe Loßnitz und Christiansdorf. Dieser Ort ist nach Erbauung einer Stadt „Freyberg" oder „das freie Bergwerk" genannt worden. Die Sachsen, die von Zellerfeld dahin gezogen sind, haben das Bergwerk zuerst gebaut.

Als nämlich einmal Fuhrleute von Zellerfeld und Wildemann Blei nach Böhmen führten, wurden sie bei Freiberg in einem Wagengleise eines schönen Glanzes gewahr, welchen das Wasser entblößt hatte. Und weil es dem Harzer Erz nicht unähnlich war, nahmen sie etliche Stufen mit sich nach der Heimat. Bei der Probe erwiesen sich dieselben als silber- und bleihaltig und zogen deshalb viele Bergleute von Zellerfeld und Goslar in jene Gegend, wo sie schürften, Bergwerke anlegten und bald reiche Ausbeute gewannen.

3. Annaberg.

a. Es lebte einmal ein armer Bergmann mit Namen Daniel Knappe. Er hatte Weib und Kinder, liebte sie sehr, war aber nicht im Stande, sie mit seiner Hände Arbeit zu ernähren. Er arbeitete zwar rastlos und betete, doch seiner Not war kein Ende. So hoch aber auch sein Unglück stieg, so wich und wankte sein Glaube doch nicht. Da erschien ihm einmal nachts ein Engel im Traume, der sprach: „Geh' hin und suche in der tiefsten Tiefe des Waldes den Baum auf, in dessen Zweigen silberne Eier ruh'n. Du wirst ihn erkennen an seiner Größe, denn kein Baum im ganzen Walde kann sich ihm vergleichen."

Daniel erwachte, fühlte sich gestärkt, und als der Morgen kaum graute, eilte er in den Wald, den Baum zu suchen. Tief drang er ein in das verworrenste Dickicht, wo vielleicht noch kein mensch-

licher Fuß gewesen war, und fand endlich den hohen, gewaltigen Baum. Aber keine silbernen Eier konnte er erspähen, so sehr er sich auch mühte, Zweig für Zweig mit den Augen zu durchsuchen. Traurig und ganz niedergeschlagen, den schönen Traum unerfüllt zu sehen, wollte er schon wieder heimkehren, als mit einem male der Engel ihm zur Seite stand und sprach: „Gott ist hilfreich und wahrhaft, wo du auch keinen Ausweg siehst. Der Baum hat auch Zweige in der Erde. Dir sei geholfen um deiner Treue und Liebe willen!“

Der Engel verschwand; aber Hoffnung und Mut stärkten den armen Bergmann, und er grub am Fuße des Baumes. Von seinen Wurzeln durchflochten fand er da reiche Silberstufen in Menge. Er staunte und weinte vor Freude, denn ihm und den Seinigen war nun geholfen.

Annaberg, das freundliche Städtchen, erhob sich hierauf in dieser waldigen Gegend, und ergiebige Bergwerke rings umher. Am 21. des Herbstmonats im Jahre 1496 legte Herzog Georg der Bärtige den Grund dazu.

b. Der Bergmann Kaspar Nietzelt aus dem Walddorfe Frohnau am Fuße des Schreckenberges ging am Abend vor dem Frohnleichnamsfeste des Jahres 1495 nach dem nahen Bache, um sich dort für das morgige Fest ein Gericht Fische zu fangen. Er wollte das Wasser etwas trübe machen und wühlte mit einem Stocke am Rande des Baches unter dem Wasser. Da fiel plötzlich durch dieses Wühlen ein Stück vom Uferrand herab und entblößte eine Bergart, die von Farbe grünlich war. Dem geübten Kennerauge Nietzelts fiel diese Bergart auf, er nahm etwas davon in die Hand, und da er bemerkte, daß sie schwerer als anderes Erdreich war, so trug er davon mit heim und ließ es in Geyer probieren; man fand, daß diese Gangart zwei Lot fein Silber enthielt. Nun muthete Nietzelt diesen Gang und gab ihm den Namen „Frohnleichnamsstolln.“ Derselbe lieferte bis zu seinem Erliegen die große Summe von 400 000 Guldengroschen (Speziesthaler) Ausbeute. Und als kurz darauf am Schreckenberge und seinem Nachbar, dem Schottenberge, mehrere glückliche Entdeckungen gemacht wurden, so wurde es auf einmal lebendig in diesem sonst so einsamen Thale. Immer mehr Menschen strömten herbei, das Dorf Frohnau vermochte sie nicht mehr aufzunehmen und es wurde daher die Anlegung einer neuen Bergstadt beschlossen, zu welcher am 21. September 1496

der Grundstein gelegt wurde. Sie führte fünf Jahre hindurch den Namen Neustadt am Schreckenberge, bis dieser Name im Jahre 1501 in den Namen Annaberg verwandelt wurde, den die Bergstadt noch heute trägt.

(Ganz genau dieselbe Sage wird von Ziehnert III, 292 für die Entdeckung des Buchholzer Bergbaus angegeben.)

4. Das Schneeberger Silberbergwerk.

Zu dem Rittergut Neustädtel bei Schneeberg gehörte ein ungeheurer Wald, in dem außer wilden Tieren sich kein lebendes Wesen aufhielt, einige Bergleute ausgenommen, die von Schlema aus eine Eisenzeche hier betrieben. Dahin verirrte sich um 1470 ein böhmischer Hausierer, Sebastian Romner, aus Crems, und ließ sich vom Steiger auf den rechten Weg zurückführen. Der Steiger klagte ihm unterwegs, daß jetzt sein Gestein zu sehr an Eisengehalt abnehme. Romner aber, in der Meinung, das Erz könne wohl etwas anderes Gutes enthalten, nahm einige Stücke mit nach Jörkau und Nürnberg, wo die Probierer es für das reichste Silbererz erklärten. Romner kehrt nun nach Sachsen zurück, um diese Entdeckung möglichst auszubeuten, wird aber in Zwickau wegen Trunkenheit festgenommen, und läßt vor dem Hauptmann Mülich von Carlowitz die Worte fallen, er wisse in der Nähe einen Schatz, der einen wohl zum Herrschaftsbesitzer machen könne. Als dies der Hauptmann hört, läßt er sich von Romner nach jener Eisengrube, die sein eigenes Besitztum ist, führen, und beide beginnen zusammen den Silberbergbau. Der Cremser Hausirer verheiratete sich bald mit Anna von Bünau, einer Muhme jenes Hauptmanns, und hat so das Geschlecht der „Römer“ auf Neumark begründet.

Nach einer anderen Sage soll die Erzstufe durch den Hufschlag eines Pferdes, das in der Gegend des heutigen Schneeberges in der Erde gescharrt, entdeckt und zum Gedächtnis ein aufgenietetes Hufeisen lange bei St. Georgszeche zu sehen gewesen sein.

5. Der Freudensteiner Gang zu Schneeberg

wurde 1526 von einer Magd entdeckt, als sie auf dem hinteren Glößberg in einem Waldraum auf Neustädter Feldern Gras holte und dabei einen Silberzahn mit der Sichel abhieb.

6. Der Scharfenberger Bergbau.

Im Jahre 1225 jagte Markgraf Heinrich der Erlauchte in der Gegend von Scharfenberg. Da stieß sein Roß mit dem Hufe einen Stein auf, der so schön funkelte und glänzte, daß der Markgraf abstieg und ihn aufhob. Nachher ließ er denselben in Freiberg untersuchen, und siehe, es war gutes Silbererz.

7. Joachimsthal.

Hier trafen Bergleute von Geyer den ersten Gang an der Wurzel eines Baumes, den der Wind an einem Bache umgeworfen hatte.

8. Die Kutte bei Elterlein.

Die Stadt Elterlein, welche vor ihrer Zerstörung durch die Hussiten im Jahre 1429 „Quedlinburg am Walde“ geheißen haben soll, empfing ihren jetzigen Namen angeblich von einer kleinen offnen Kapelle am Ausgange des sächsisch-böhmischen großen Waldes, in welcher täglich ein Pater aus dem Cisterzienserkloster zu Grünhain eine Dankmesse für die Reisenden wegen glücklicher Zurücklegung des gefährlichen Weges durch den Wald am dortigen Altärlein lesen mußte, indem man nach und nach aus dem Worte „Altärlein“ „Elterlein“ machte. — Einst empfand ein Grünhainer Pater auf dem Wege zur Kapelle, wo er seines Amtes warten wollte, große Hitze, und setzte sich im Walde nieder, um zu verkühlen und auszuruhen. Aber im Niedersetzen berührte ihn etwas von hinten so unsanft, daß er vor Schmerz laut aufschrie. Er untersuchte den Boden und fand — einen starken Zacken gewachsenen Silbers, der drei Zoll lang aus der Erde hervorstand. Um die Stelle sicher zu bezeichnen, zog er seine Kutte aus und legte sie darüber, dann eilte er in vollem Laufe nach Grünhain zurück, und erzählte seinen erfreulichen Fund dem Abte. Bald darauf ward an der mit der Kutte bezeichneten Stelle ein regelmäßiges Bergwerk angelegt, welches lange Zeit gute Ausbeute gab und noch heute „die Kutte“ heißt.

9. Silberleitner Erzlagerstätten.

Ihre Entdeckung reicht in das 16. Jahrhundert zurück. Die Sage erzählt, daß Hirtenknaben, die am sogenannten Schachtkopfe Ziegen hüteten, glänzende Steine gefunden, die von Ziegen beim

Weiden am Felsen losgetreten worden. Man fand auf diese Weise das Ausgehende der gedachten Lagerstätten, die ursprünglich mittelst Tagbau von Eigenlöhnern genommen wurden.

10. Feigensteiner Erzlager.

Seine Entdeckung fällt zwischen die Jahre 1668 und 1678. Die Sage erzählt hierüber, daß ein Holzarbeiter einstens träumte, er sähe einen Feigenbaum aus einem Steine hervorsprossen, der silberne Äste und Blätter trage. Als er beim Erwachen über den Traum nachdachte, kam er zu dem Entschluß, in der Erde zu graben und nach den angedeuteten Schätzen zu suchen. Allein Heuß, so hieß der Holzarbeiter, war nicht glücklich, er grub jahrelang vergeblich und gab endlich die mühevolle, unlohnende Arbeit auf. Doch die glücklichen Erfolge Howerstock und Geyerkopf zu Silberleithen und am Tschirgant ermunterten Andere, die von Heuß aufgegebenen Arbeiten fortzusetzen, und diese entblößten einen Bleierzstock von immenser Ausdehnung. Man weiß nicht, wie die ersten Finder hießen, welche die Erze in der Nähe der Tagoberfläche in solch reicher Menge und Qualität fanden, daß sie ohne weitere Vorbereitungen verschmolzen werden konnten.

11. Falkenstein.

Falkenstein, der berühmte Silber- und Kupferbau am Falkensteine bei Schwaz, soll durch einen Stier entdeckt worden sein, welcher da, wo der Stolln mit dem Namen „Stier" belegt ist, das Erdreich aufgewühlt und dadurch ein Erzausbeißen hervorgebracht habe. Der nächste alte Stolln heißt „Gertraud," und soll der Name einer Magd sein, die dort als Viehhüterin verweilte und von dem Erzfunde Anzeige machte.

12. Röröbüchel.

Der reiche Silberfahlerzbau am Röröbüchel unweit Kitzbüchel soll einem Traume seine Entstehung zu verdanken haben. Drei Kitzbüchler Bergarbeiter, welche daselbst der Ruhe pflegten, träumten, sie hätten an dieser Stelle reiches Silbererz gefunden. Sie untersuchten den Platz und fanden richtig das Ausbeißen des

dortigen edlen Ganges, auf welchem sodann der Fundschacht als erster Einbau abgeteuft wurde. Nach und nach enstanden mehrere Schächte, die alle eine flache Teufe von 300 bis 500 Klaftern erhielten und einen sehr ausgedehnten Grubenbau vermittelten. — (Die alten Akten über diesen Bergbau sind 1809 beim Brande von Schwaz, wo die Tirol'sche Bergdirektion ihren Sitz hatte, ein Raub der Flammen geworden, — ein unschätzbarer Verlust für die Bergwerksgeschichte!)

13. Haller Salzberg.

Von seiner Entdeckung sagt Burglehner: Ritter Rohrbach, aus Liebe zur Jagd hingerissen, besuchte sehr oft das Hallthal, welches damals reich an Wald war; da machte er die Beobachtung, daß sich an einer gewissen Stelle öfters Hirsche versammelten und an Steinen und Felsen sehr begierig leckten. Er untersuchte die Steine und fand sie salzig, der Felsen war ein Salzfelsen.

Zwei Bergmeister: Georg Wirtenberger u. Sebastian Strasser sagen aber in ihrer Salzbeschreibung folgendes: Rohrbach, einst vom Jagen ermüdet, ruhte an einer Quelle, die an dem Punkte, wo der Oberbergstolln aufgeschlagen ist, hervorfloß, versuchte das Wasser und fand es gesalzen, woraus er die Ueberzeugung schöpfte daß im Innern des Berges ein Salzlager sein müsse.

Die letztere Erklärung ist glaubwürdiger als die erste, da es an der betreffenden Stelle weder Salzsteine, noch einen Salzfelsen geben konnte, weil das Salzgebirge mit dem Oberbergstolln erst nach Durchfahrung des ca. 92 Klafter mächtigen salzlosen Thongebirges erreicht worden ist.

14. Beraun, Töplitz, Scharfenstein.

Diese Bergwerke haben ihren Anfang genommen durch Auffindung eines Klumpen gediegenen Goldes von der Form eines Pferdes.

15. Wieliczka.

Die heil. Kunigunde, Gemahlin Boleslaw des Schamhaften, trug den Wunsch, ihr Land, welches an dem unentbehrlichsten Gewürze, dem Salze, gänzlichen Mangel litt, damit gesegnet zu sehen. Sie flehte um dessen Erfüllung Gott inbrünstigst an, worauf ihr

endlich die Freude zu teil ward, ihre inbrünstigen Bitten erhört zu sehen. Ein Ring dieser Fürstin nämlich, den sie gelegentlich eines Besuches bei ihrem Vater Bela IV. in Ungarn in einen Brunnen geworfen hatte, wurde durch wunderbare Wege zu Bochnia in einem Salzstücke wieder aufgefunden, und von ihr als ihr Eigentum erkannt.



II.

Sagen vom Berggeist.



1.

Der Berggeist, Meister Hämmerling, gemeiniglich „Bergmönch“ genannt, zeigt sich zuweilen in der Tiefe, gewöhnlich als ein Riese in einer schwarzen Mönchskutte. In einem Bergwerk bei Davos in den Rätischen Alpen erschien er oft, und besonders am Freitage, geschäftig, das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern zu schütten. Der Eigentümer des Bergwerks, der Bürgermeister oder Landaman Petrus Buol, durfte sich das nicht verdrießen lassen, wurde aber auch niemals von ihm beleidigt. Als aber einmal ein Arbeiter, zornig über das vergebliche Hantieren, den Geist schalt und verfluchte, faßte ihn dieser mit so großer Gewalt, daß er zwar nicht starb, aber das Antlitz sich ihm umkehrte.

2.

In der St. Georgengrube zu Schneeberg erschien der Geist in Gestalt eines schwarzen Mönches, ergriff einen Bergknappen, der sich in der Teufe ungebührlich aufgeführt, hob ihn auf, und setzte ihn auf einer ehedem silberreichen Grube nieder, so hart, daß ihm das Hinterleder platzte und alle Rippen krachten.

Vgl. II, 36

3.

Zu Annaberg war eine Grube, genannt „der Rosenkranz,“ darinnen arbeiteten 12 Knappen. Die schwatzten untereinander possenhaft, wollten sich gegenseitig mit dem Berggeist fürchten machen und leugneten ihn als einen lächerlichen Popanz. Da mit einem male sahen sie eine Roßgestalt mit langem Halse und mit feurigen Augen an der Stirn und erschraken zum Tode. Dann ward aus der Roßgestalt die wahre Gestalt des Bergmönches, die trat ihnen schweigend nahe und hauchte jeden nur an. Sein Atem war aber

wie ein böses Wetter, sie sanken tot nieder von des Geistes Anhauch, und nur einer kam wieder zu sich, gewann mit Mühe den Ausgang und sagte, was sich zugetragen. Dann starb auch er. Darauf ist die silberreiche Grube „der Rosenkranz“ zum Erliegen gekommen und nicht mehr angebaut worden.

4.

In den Kohlengruben bei Scherben, in der Nähe von Halle, zeigt sich oft ein Berggeist, der trägt große Stulpstiefel, gelbe lederne Hosen und Blechhandschuhe, an denen vorn spitzige Haken befestigt sind. Wenn er einem im Zorn eine Ohrfeige giebt, bleiben die Spuren davon ewig sichtbar.

5.

In den Kamsdorfer Gruben giebt es Berggeister von mancherlei Art und Gestalt, so auch von gutem und schlimmem Wesen. Sie erscheinen bald als graue Zwerge, führen als solche den Namen Bergmönche, und zeigen den Bergleuten reichhaltige Erzgänge an; bald sitzen sie als feurige Riesen auf den Halden des Bergwerks und warnen die Arbeiter vor dem Anfahren, wenn ihnen ein Unglück zuzustoßen droht. In jeder von beiden Gestalten erweisen sie sich von Natur gutartig, nur können sie großes Geräusch und Neckereien nicht leiden. Darum vermeidet der Bergmann jedes unnütze Lärmen bei seiner unterirdischen Arbeit und keiner wagt, dort im Dunkeln zu pfeifen oder Fluchworte auszustoßen, wie beides wohl stündlich von ihm ungescheut am hellen Tage geschieht. Den Flucher stürzen sie hinunter in den tiefsten Schacht oder drehen ihm den Hals um, das Gesicht nach dem Rücken.

Oft helfen sie auch, in graue Kutten gekleidet, dem Bergmann, dem sie wohlwollen, bei seiner Arbeit, und alles geht dann wunderbar schnell von statten. Ihre Stimme gleicht dem Krähen eines Hahnes. Bisweilen sieht man diese Geister in Katzengestalt auf den Erzstufen sitzen, die zu Tage gefördert worden sind, und mit großen, feurigen Augen diese Schätze bewachen.

In einer dieser Kamsdorfer Gruben hielt sich ein Bergmönch auf, klein und dick, garstigen Ansehens, mit Augen im Kopfe so groß wie Käsenäpfe. Dabei war er aber ganz gutmütig, lebte still vor sich hin und arbeitete in dem Bergwerke wacker mit. Besonders pflegte er die armen Bergjungen, wenn sie müde geworden, zu unter-

stützen und abzulösen, aber er sprach nie ein Wort dabei. Jeden Morgen mußte ihm der anfahrende Junge eine Pfennigsemmel mitbringen und an einen bestimmten Platz legen. Einstmals kommt ein anderer Junge darüber, der dem Bergmönch gern einen Schabernack anthun wollte, und ißt die Semmel weg. Als später der Kübel in die Höhe gezogen wird und oben anlangt, findet sich der Junge, der die Semmel gegessen hatte, darin. Er war tot, der Mönch hatte ihm den Hals umgedreht und ihn in den Kübel gedrückt, daß ihm Hören, Sehen und Semmelessen auf immer verging.

Vgl. II, 29. 39. — Hier und in der folgenden Sage kommen „Berggeister" vor. Dies ist infolge einer Vermischung der Berggeistsage mit den Sagen von den Kobolden oder Erdmännlein gekommen, die mit dem eigentlichen Bergbau nichts zu thun haben. Vgl. IV, 44 und die Einleitung.

6.

Unterm Schloß Altenstein liegt „Glücksbrunn," ein vormaliger Hüttenort. Lebhafter Bergbau wurde vormals von den hier und in Steinbach zahlreich wohnenden Bergleuten betrieben, jetzt wird nur noch wenig Ausbeute gewonnen. — In den Schächten und Stolln gab es auch Berggeister und manchen versetzten Hort. Venetier sind gar häufig gekommen und haben viel hinweggetragen. Am Löge, oberhalb Steinbach, hat ein goldener Hirsch sich oftmals sehen lassen.

Einst ging ein junger Bergknappe aus Steinbach nach seinem Schachte auf der Windleite. Wie er nahe zur Winde kam, sah er ein ganzes Heer kleiner Bergmännchen* an der Winde stehen, die waren gar thätig und eifrig mit Aufwinden und mit Gesteinpochen. Wie er nun mit offnem Munde näher schritt, ganz erstaunt über die verwunderliche kleine Knappschaft, hei! da burzelten sie kopfüber allzumal in den Schacht und es that einen Krach, als ob der ganze Schacht in sich zusammenbräche. Da grauste es dem jungen Bergmann mächtiglich. Er ging hin zum Schacht, schnallte sein Hinterleder ab, schmiß es samt dem Grubenlichte in die Teufe hinab und sagte: Mit euch fahre ich nicht an! — Drüben in der Ruhl wurde er ein Messerschmied, und als er mit dem Lernen fertig war, kam er wieder nach Steinbach, ließ sich allda als Messermacher nieder und brachte so dieses Handwerk als erster Meister dorthin. Und da haben die Steinbacher es ihm nachgemacht und sind aus Bergleuten Messermacher geworden, wohnen jetzt über anderthalbhundert Meister daselbst, — kein einziger Bergmann mehr.

*) Vgl. II, 5 und IV, 44.

7.

Einst arbeitete ein Häuer aus Glücksbrunn im Reginaschacht. Da hörte er ein Rauschen und meinte, es fahre etwa ein Steiger an. Er sah eine Menschengestalt, anzuschauen wie ein Bergamts-Oberer, mit schwarzem Hut, grünem Oberkleid, mit Manschetten, schwarzen Beinkleidern, Schuhen und weißen Strümpfen; in der Hand ein hellbrennend Grubenlicht; schönen Antlitzes und mit glänzenden Augen, so groß, daß er am Ort, das über 5 Schuh hoch war, an den First anstieß.

Der bestürzte Häuer schwieg und arbeitete angestrengt weiter, immer rascher und heftiger. Da wandte sich die Gestalt gen Morgen und fuhr in der Strecke von dannen. — Hätte der furchtsame Häuer nur den Bergmannsgruß „Glück auf!“ gesprochen, so hätte sich ihm ohne Zweifel der reiche Stolln des Glücks erschlossen und aufgethan. So aber sah er nie wieder diese Bergerscheinung.

8.

Anderen erschien der Berggeist im Grubenkittel, Kniebügel an den Beinen, einen schwarzen, schiefen Hut auf dem Kopfe, mit großen, glänzenden Augen, ein Grubenlicht in der Hand, auf sie zukommend. Auch diese wichen furchterfüllt dem Geiste aus und fuhren wieder aus dem Schachte. Des Geistes Grubenlicht erhellte fast die Hälfte des aufwärtsgehenden Schachtes.

9.

Zwei Bergleute arbeiteten immer gemeinschaftlich. Einmal, als sie anfuhren und vor Ort kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Öl zu einer Schicht auf den Lampen hatten. „Was fangen wir da an?“ sprachen sie miteinander, „geht uns das Öl aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tage fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon ohnedies gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Öl zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut.“ Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegen kam. Anfangs freuten sie sich, als es aber näher kam, erschraken sie gewaltig, denn ein ungeheurer, riesengroßer Mann ging, ganz gebückt, in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe, und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Gruben-

licht. Als er bis zu den beiden, die in Angst dastanden, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet euch nicht, ich will euch kein Leid anthun, vielmehr Gutes,“ nahm ihr Geleucht und schüttete Öl von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Gezäh und arbeitete in einer Stunde mehr, als sie selbst in der ganzen Woche bei allem Fleiß herausgearbeitet hätten. Nun sprach er: „Sagt's keinem Menschen je, daß ihr mich gesehen habt,“ und schlug zuletzt mit der Faust links in die Seitenwand. Sie that sich auf und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab; als sie aber wieder hinschauten, war alles verschwunden. Hätten sie nur ihre Pielhacke (Hacke mit Beil) oder sonst irgend einen Teil ihres Gezähes hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und ihnen viel Reichtum und Ehre zugeflossen; aber so war es vorbei, wie sie die Augen davon abgewandt.

Doch blieb ihnen auf ihrem Geleuchte das Öl* des Berggeistes, das nicht abnahm und darum noch immer ein großer Vorteil war. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirtshause zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte, und Montags morgens, als sie anfuhren, war kein Öl mehr auf der Lampe, und sie mußten nun jedesmal wieder, wie die andern, frisch aufschütten.

*) Vgl: II, 10. 14. 16. 18. 21. 33.

10.

In den Bergwerken um Clausthal und Andreasberg hat sich sonst ein Geist sehen lassen, den man den Bergmönch geheißen. Er hat sich wie ein Mönch getragen, ist aber von riesiger Größe gewesen und hat stets ein großes Inseltlicht (Unschlittlicht) in der Hand gehabt, das nie verlosch. Wenn die Bergleute des Morgens eingefahren sind, hat er mit seinem Lichte über dem Fahrloch gestanden und sie unter sich durchfahren lassen. Aber auch in den Schächten ist er ihnen oft begegnet, und zwar ist er da wie ein Geschworner einhergefahren.

Bei Andreasberg war nun einmal ein Bergmann, der arbeitete in der Samsel („Samson“), dem größten Schachte daselbst. Es ging ihm aber traurig und er wußte nicht, wie er seine Frau und Kinder ernähren sollte. Da hatte er denn schon oft an den Berg-

mönch gedacht, und wie er denn eines Morgens wieder einfahren will, sagte er zu seiner Frau: „Wollte Gott, es begegnete mir heute der Bergmönch, ich wollte ihm so recht mein ganzes Leid klagen, er würde mir vielleicht helfen!“ Die Frau will ihm das zwar ausreden, aber er bleibt dabei, und in dem Gedanken geht er fort. Als er nun an den Schacht kommt und einfahren will, steht der Bergmönch da und tritt heran und drückt ihm Inselt auf seine Lampe;* dann winkt er ihm anzufahren. Der Bergmann will ihn zwar anreden, aber der Bergmönch winkt ihm nochmals, ruhig an seine Arbeit zu gehen, und da gehorcht er. Als er am Abend ausfährt, da tritt der Bergmönch wieder an ihn heran und drückt ihm einen Knorpel in die Hand, und wie er endlich zu Hause ankommt und den Knorpel bei Licht besieht, ist es ein großes Stück Gold. An dem Inselt aber, das ihm der Bergmönch auf sein Grubenlicht gedrückt, hat er Zeit seines Lebens genug gehabt, denn es hat sich nie verändert.

Jetzt hat man lange nichts mehr vom Bergmönch gesehen und einige sagen, er sei in's Mönchsthal gebannt. Auch soll als Wahrzeichen dort ein Mönch in Stein gehauen sein, den man heut noch sehen kann. Wer freilich nicht recht Bescheid weiß, findet ihn nicht.

*) Vgl. II, 9. 14. 16. 18. 21. 33.

11.

Der Bergmönch ist früher ein Bergmeister gewesen. Er hat solche Freude am Bergbau gehabt, daß er im Tode den lieben Gott gebeten hat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubnis geben, bis auf den jüngsten Tag in Berg und Thal und Gruben und Schächten umherzufahren und den Bergbau zu beaufsichtigen. Diese Bitte ist ihm gewährt. Der Bergmönch erscheint den Menschen in der Kleidung eines Bergmeisters mit einem silbernen Grubenlichte. Seine Beschäftigung ist diese: Er durchfährt alle Stolln, durchspürt jeden Bau, geht auch über Tage an solchen Stellen, an welchen Erzgänge liegen, hin und her, und zwar bald langsam, bald schnell wie der Blitz. Bisweilen setzt er sich auf die Kunstgestänge, oder er hält sie auf, oder er drillt auch die Wasserräder, je nachdem seine Laune ist, oder je nachdem er den Schützer leiden mag oder nicht. Er tritt manchmal aus dem festen Gestein heraus, in den Gruben, und das feste Gestein thut sich wiederum auch vor ihm auf, und ist er hineingetreten, schließt es sich hinter ihm so fest, daß keine Spur bleibt. Man hat ihn des

Nachts oft aus alten Stollnmundlöchern und aus alten Pingen, auch aus den engsten Räumen der Radstube herauskommen und in derselben wieder verschwinden sehen. Wem er gut ist, dem thut er manchen Gefallen, macht ihm Geschenke und erscheint ihm in Menschengestalt und in Menschengröße. Wenn er böse ist, oder wo er sich unbeachtet glaubt, oder sich um das Auge des Menschen nicht kümmert, erscheint er in seiner wahren Gestalt. Dann ist er riesengroß, gekleidet wie ein Geschworner. Seine Augen sprühen Flammen und sind so groß wie Kutschenräder, sein silbernes Grubenlicht ist so groß wie ein Scheffel, und die Flamme desselben ist von entsprechender Größe und Helle, seine Beine sind wie Spinngewebe. Wenn ein Bergmann seine Pflicht nicht thut, gibt er ihm den Rest.

12.

In einer Grube ist man beim Absinken auf einen Menschenkopf von gediegenem Silber gestoßen, und wie man weiter absinkt, kommt eine große Menschengestalt von lauterem Silber zum Vorschein, die stellte den Bergmönch dar, wie er leibt und lebt; und darum hat niemand es wagen dürfen, dieses Bild zu beschädigen. Lange, lange Jahre ist diese Grube die ergiebigste im ganzen Harze gewesen, und wegen ihres Wahrzeichens hat sie „der silberne Mann" geheißen. Aber einmal läßt sich einer durch Habsucht verleiten, daß er von dem Bilde einen kleinen Finger abschlägt. Da springt aus der Wunde ein gewaltiger Wasserstrahl heraus, daß die Bergleute kaum haben aus der Grube herauskommen können. Die Grube aber ist ertränkt bis auf den heutigen Tag.

13.

Das Mönchsthal bei Clausthal hat seinen Namen vom Bergmönch, der hat hier seinen Lieblingsaufenthalt gehabt. Es hat auch hier früher schon zahlreiche Gruben gegeben. Da ist der Bergmönch manchmal in der Grube erschienen, ja wohl gar in die Bucht gekommen, und die Bergleute haben sich an ihn gewöhnt, daß sie eben keine Furcht mehr vor ihm hatten. Aber manchmal hatte er auch seine Launen, hob die Schütteln auf, daß man die Wasserräder nicht zum Stehen bringen konnte, oder hielt die Kunst auf und erschreckte die Bergleute durch mancherlei abenteuerliche Spiele und Neckereien. Dadurch ward er endlich den Bergleuten zur Last und sie haben ihn gern los sein wollen. Endlich folgten ihm einmal

ein paar Bergleute und legten, so wie sie gingen, Kreuze vor sich hin, da ging der Bergmönch zuletzt in eine Schlucht hinein, welche hinten durch eine nackte Steinwand geschlossen war. Der Bergmönch blickte sich noch einmal um und sah ganz jähzornig aus. Darauf rührte er den Stein an, dieser öffnete sich und der Bergmönch verschwand, worauf sich die Wand wieder von selbst schloß.

Seit der Zeit ist der Bergmönch nicht wieder in die Gruben gekommen, aber diese sind auch alle überschwemmt, und man hat sie auflassen müssen, und bis auf diesen Tag sind die Wasser im Mönchsthal nicht zu bewältigen, und keine Grube hat Glück. An der Stelle, wo der Bergmönch in den Felsen gegangen ist, auf der nämlichen Felswand ist das Bild des Berggeistes; man kann den Stein jetzt nicht mehr finden.

Vgl. 11.

14.

Es hieß eine Grube „der alte Segen," darin arbeitete ein Bergmann, der kam eines Abends, als er heimkehren wollte, in einen Gang und ging lange darin hin. Zuletzt wollte sein Licht ausgehen. Da kam der Bergmönch, gab ihm ein ordentliches Stück Inselt* und winkte ihm, nur noch weiter in dem Gange zu gehen. Zuletzt kam er in einen Schacht, den er gar nicht kannte, und sah Gold und andere edle Erze. Sein Licht aber verminderte sich gar nicht, und sein Kamerad fragte ihn, woher er es hätte. Endlich erzählte er es, aber als es heraus war, schmolz sein Licht schon zusammen, und von dieser Zeit an ist auch das ganze Gold und Stuferz, das in diesem Gange war, wie das Talg zerschmolzen und verschwunden.

*) Vgl. II, 9. 10. 16. 18. 21. 33.

15.

Einem Bergmann, Ahrend, dem der Bergmönch auch Inselt gegeben hatte und der es gegen seine Kameraden ausplauderte, stellte der Bergmönch nach. Am Weihnachtsabend wollte der Bergmönch ihm in einer Grube etwas anthun. Da kam aber seine Frau, die sammelte im Sommer heilsame Kräuter, und hatte einen Kräuterbeutel auf der Brust hängen. Da warf der Bergmönch den Ahrend lebendig aus der Grube und sagte zu der Frau ärgerlich:

„Hättest du nicht Dill und Dust,
So hätte ich es wohl gewußt"

das heißt, er hätte wohl gewußt, was er sonst gethan, nämlich dem schwatzhaften Bergmann ein Leid zugefügt.

16.

Der Bergmönch sagte einem Weilarbeiter, er solle nicht eher arbeiten, als drei Tage vor der Abnahme. Da wolle er selbst kommen und das Gedinge richtig machen; es dürfe aber niemand etwas davon wissen. Er wolle ihm auch Öl auf die Lampe schütten,* das solle so lange brennen, als der Bergmann lebe, wenn er reinen Mund hielt. Der Bergmönch machte nun stets die Arbeit für den Weilarbeiter. Als dieser aber beim Trunk die Sachen erzählte, verdorrte das Licht, und der Bergmönch kam nicht wieder.

*) Vgl. II, 9. 10. 14. 18. 21. 33.

17.

Es ist einmal ein Bergmann gekommen, der suchte Arbeit. Es wurde ihm solche angewiesen, aber an einer Stelle, wo es sehr schwer war, das Erz loszuhauen. Als er nun an die Arbeit gehen sollte, sagte er zu seinem Kameraden, der schon längere Zeit hier anfuhr: „Laß du mich nur schaffen. Jetzt wollen wir uns noch eine Zeit lang draußen verweilen, dann aber gehe ich hinein und besorge die Arbeit allein.“ Dazu versteht sich der Bergmann endlich, und so hat der Fremde die Arbeit lange Zeit allein besorgt. Zuletzt plagte den Bergmann die Neugierde so sehr, daß er sich nach dem Gange schlich, wo sein Kamerad vermeintlich arbeitete. Da sah er denn, wie dieser ruhig am Gestein lehnte und der Bergmönch aus Leibeskräften für ihn schaffte. Dann schlich er sich wieder fort. Sein Kamerad aber kam ihm sofort nach und gab ihm eine tüchtige Ohrfeige, und von der Zeit an mußte er wieder selbst arbeiten.

18.

Es war einmal ein recht armer Bergmann, dessen Frau kam, mit dem siebenten Kinde nieder; das machte ihm neue große Sorgen, denn er hatte schlechte Strosse, und deshalb wollte der Lohn nicht reichen. Eines Abends saß er trübselig neben seiner Frau, als es an die Thür klopfte und der Bergmönch hereintrat. Er reichte beiden die Hand und sprach: „Ihr seid ehrliche Leute, ich weiß es, darum will ich euch aus der Not helfen.“ Damit gab er der

Frau einen Pack Flachs, dem Manne ein Stück Unschlitt.* Der Flachs hat aber nicht abgenommen, und der Unschlitt ist nicht verbrannt.

*) Vgl. II, 9 10. 14. 16. 21. 33.

19.

Zwei Nachtschichter standen vor Ort, aber der Bohrer wollte nicht vorwärts, und es war, als bohrten sie auf lauter Hornstein. Am nämlichen Abend machten ihre guten Freunde sich lustig, und da beschwatzte der eine den andern, daß sie ausfahren sollten. Als sie aber durch den Stolln waren, kehrte auf einmal der Vordermann um und schrie: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" und machte, daß er bei seinem Kameraden vorbei kam. Da sah dieser den Bergmönch, der stand vor dem Stolln und hatte ein silbernes Grubenlicht in der Hand, so groß wie ein Scheffel, und die Flamme ging bis an die Stollnkappe, und seine Augen waren so groß wie Wagenräder, und seine Beine so dünn wie Spinngewebe. Und wie er seine Hand ausstreckte, um den beiden den Hals umzudrehen, da stürzten sie fort und fuhren zurück. Der Bergmönch lachte aus vollem Halse. Die Nachtschichter versuchten nun im Schachte auszufahren, aber als sie nur noch eine Fahrt hatten, da stand der Bergmönch quer über dem Fahrloch, und wie der erste den Kopf hinausstreckte, klemmte ihn der Bergmönch zwischen seine Beine, zog ihn aus dem Fahrloche heraus, und drehte ihm den Hals um. Wie der andere Nachtschichter das sah, fuhr er wieder hinein, aber der Bergmönch folgte immer nach. Da dachte er: „willst nur gleich wieder an deine Arbeit gehen, vielleicht thut er dir nichts," fuhr zurück vor sein Ort, und fing wieder zu hämmern an. Aber er hatte so harte Strosse, daß das Feuer aus dem Bohrloch sprühte. Der Bergmönch stand neben ihm. Und wie der Häuer fast nicht mehr das Fäustel regieren konnte und dachte, er wolle sich einen Augenblick erholen, da hob der Bergmönch die Hand auf, um ihm eine Ohrfeige zu geben. Da mußte der Mann wohl oder übel weiter hämmern, bis er sein Loch nieder hatte, und der Bergmönch lachte dabei, daß es in der ganzen Strecke schallte. Wie das Loch fertig war, blieb der Bergmönch immer noch stehen, — der Bergmann mußte auch noch schießen. Da warf es denn einen Haufen herein, daß es was Ungeheueres war. Der Bergmönch aber wollte immer noch nicht gehen, und es konnte alles nichts helfen, der Häuer mußte auch noch aufräumen. Wenn er jedoch eine Masse Berge

aufgemauert hatte, lag eben so viel noch auf dem Haufen wie vorher und das Aufgemauerte war verschwunden, und der Haufen wurde nicht kleiner. Zuletzt konnte er nicht mehr, es wurde ihm schwarz vor den Augen und er sank in Ohnmacht. Da ging der Bergmönch ins Feste. — Wie der Nachtschichter aufwachte, war alles aufgemauert und alle Arbeit gethan.

20.

Auch in St. Andreasberg ist der Bergmönch bekannt. Er war ein wirklicher Mönch und wollte die Bergwerke einrichten, brachte es aber nicht zu Stande. Den Rehberger Graben fing er an zu bauen, der die ganzen Wasser zum Betriebe des Bergbaues nach dem Andreasberg bringt. Als er fast damit zu Ende war, wurde er bankrott. Nach seinem Tode ließ er sich nun, weil ihn der Gedanke an den Bergbau nicht ruhen ließ, sehen: im Wäschgrund, vor dem Treibholz, am Dammbach, und da, wo die Grube Samson steht. Überall aber, wo er gegangen ist, haben sie nachher Erz gefunden, und daher rühren die reichen Andreasberger Bergwerke, die reichsten auf dem Harz.

Der Bergmönch ist von Geburt ein Graf gewesen. Als er sich als Geist sehen ließ, trug er Puffjacke, Hinterleder und Licht. Das Licht ist nicht ausgegangen, selbst wenn der Wind so stark wehte, daß es Bäume entwurzelte.

21.

Im Sperrlutterthale kam der Bergmönch einst des Nachts einem Vogelsteller entgegen mit dem Geleucht. Der Vogelsteller dachte, es sei ein Bergmann, und sprach: „Du kannst mir wohl ein wenig Inselt geben. Wie du siehst, geht mein Licht aus.“ Da gab der Bergmönch ihm Inselt von seinem Grubenlichte,* das brannte einen Tag und eine Nacht, da war's Silber.

*) Vgl. II, 9. 10. 14. 16. 18. 33.

22.

Einmal kam der Bergmönch in Bergmannskleidung am Sonntag zu einem Kunstjungen, der auf einen Kunstknecht wartete. Der Kunstjunge meinte, es sei sein Kunstknecht, fuhr also hinter ihm her, bis sein Inseltlicht trocken war. Da legte der Bergmann eine weiße Wand (ein Stück Kalkspath) aufs Licht, und es brannte wieder.

Die beiden sprachen nichts mit einander, aber sie sahen viele Erze. Nach einiger Zeit kamen sie wieder an den Ort, von wo sie ausgegangen waren, und plötzlich verschwand der Bergmann. Es stellte sich aber heraus, daß der Kunstjunge 30 Jahre hinter ihm her gefahren war. Von den Leuten, mit denen er gearbeitet hatte, war niemand mehr da; das Haus, in dem er gewohnt, bewohnten jetzt fremde Leute. Sein Licht aber brannte immerfort, bis er's einmal an jemanden verkaufte. Da verlosch es und brannte auch dann nicht mehr, als der Käufer es ihm wieder zurückbrachte.

23.

Im Jahre 1849 hat der Bergmönch sich zuletzt sehen lassen. Damals sollte die Grube Andreaskreuz eingestellt oder doch schwächer betrieben werden. Da zeigte sich der Bergmönch im Wäschgrund und ging bis nach dem Berge Matthias Schmidt, wo der Andreaskreuzer Gang hingeht. Das dauerte wohl 4 Wochen, und viele Leute sind des Abends zwischen 9 und 11 Uhr dahingegangen, um ihn zu sehen. Seitdem ist nun wieder Erz da, und die Grube steht in gutem Betriebe.

24.

Hinter Lerbach hat sich auch der Bergmönch gezeigt. Er winkte einem Fuhrmann zu dem Probierschachte hinauf und rief, es solle sein Schaden nicht sein, wenn er ihm folge. Der erwiderte, daß er seine Pferde nicht stehen lassen könne. Als der Bergmönch zum dritten male rief, wurden die Pferde wild und stürmten mit starkem Gewieher den Berg hinan.

25.

Auf der Silbernaler Grube gab es früher einen Kunstknecht, der übergab eines Samstags, als die Bergleute Schicht gemacht hatten, alles dem Kunstjungen und ging nach Zellerfeld, um da bis Montag Nacht zu verweilen. Dem Jungen verbot er einzufahren, es möge geschehen, was da wolle. Als er nun zurückkam, stand das ganze Gesenke unter Wasser. Sie fuhren ein, der Kunstknecht aber befahl dem Jungen, von allem, was geschehen würde, zu schweigen und nur recht Acht zu geben, auf daß er's eben so machen könne, wenn er einmal Kunstknecht wäre. Als nun der Junge zusah, ging das Wasser ohne weiteres an den Wänden hinauf. Da sie nun

herauskamen, war das ganze Gesenke schon leer, und die Frühschichter konnten einfahren und ungestört an ihre Arbeit gehen.

Der Kunstjunge hat auch niemals etwas verraten, wiewohl die Leute in Zellerfeld wußten, daß der Kunstknecht während dieser ganzen Zeit zu Hause war, und sich um die Kunst nicht bekümmert hatte. Endlich aber drohte der Geschworne dem Jungen mit Ablegen (Dienstentlassung), wenn er nicht bekenne, und da hat er denn erzählt, was er gesehen. Sobald er's ausgesprochen hatte, stürzte er tot zu Boden. Der Kunstknecht aber war plötzlich verschwunden, und mit ihm der alte Markscheider, der den Dammgraben angelegt und, wie das Volk sagte, verpfuscht hat. Er soll alle alten Kunstrisse vom Harz mit sich genommen haben.

26.

Vor langer Zeit lebte auf dem Harz ein Bergmeister, der hielt sich eine Wirtschafterin. Dieser hatte er befohlen, ihn nicht vor der bestimmten Stunde zu wecken, wenn er nach dem Mittagsessen eingeschlafen sei, ihn aber auch keine Minute länger liegen zu lassen. Wie er nun schlief, setzt sich die Haushälterin aus Vorsicht neben ihn hin, und sieht genau nach der Uhr und nach ihrem Herrn. Auf einmal kommt ihm eine Maus* aus dem Munde gekrochen, läuft an ihm hinunter, und verschwindet auf der Erde. Wie die Weckzeit naht, eine Minute vor der bestimmten Zeit, kommt die Maus zurück und kriecht dem Bergmeister wieder in den Mund. Der Bergmeister wacht mit einem Schnarcher auf, zieht rasch sein Fahrzeug an und fährt ein. Sicherlich hat er jedes mal durch die Maus Nachricht bekommen, was die Bergleute falsch gemacht, oder wenn sie die Arbeit verlassen hatten, denn er fuhr nie vergeblich ein. Eines Tags waren zwei Mann vor einem Ort, denen die Arbeit etwas sauer und langweilig wurde. Sie beschlossen Schicht zu machen und auszufahren. Als sie aber ans Fahrloch kamen, saß der Bergmeister über diesem. So gings ihnen dreimal hintereinander. Da ihnen dies doch etwas wunderlich vorkam, erkundigten sie sich beim Göpelaufseher, wie das wohl zugehen möge, aber der hatte nichts gehört und gesehen. Also forschten sie bei der Haushälterin, aber die versicherte, ihr Herr sei gar nicht aus dem Hause gewesen. Und doch hatten sie ihn gesehen. Nach dem dritten male kam der Bergmeister vor Ort und erklärte ihnen, wenn sie noch einmal ausreißen würden, kämen sie nie wieder aufs Gedinge.

*) Vgl. II, 28. IV, 40. 46.

27.

Ein redlicher, gräflich Hohensteinischer Obersteiger, bereits alt und betagt, mit eisgrauem Haar und Bart, des Namens Jakob Illing, befuhr einst eine Grube und traf auf einen Berggeist, welcher ihn anhauchte. Da wurde dem alten Manne seltsam zu Mute, und er versah sich eines baldigen Todes. Als er wieder zu Tage gefahren war, bereitete er sich christlich auf sein nahes Ende vor. Es fiel ihm auch alles Haar aus, so daß er völlig kahl wurde, — allein er blieb nicht nur am Leben, sondern es wuchs ihm auch neues, schönes, schwarzes Bart- und Haupthaar. Er verjüngte sich zusehends, wurde ein prächtiges Männchen, freite aufs neue, zeugte viele Kinder, und starb im höchsten Alter. Seine Nachkommen haben hernach gar lange Reihen von Jahren dem Grubenhagenschen Bergwerk als Bergmeister löblich vorgestanden.

28.

Vor langer, langer Zeit wurde in einer oberschlesischen Erzgrube eine neue Strecke getrieben. Das Gestein war aber so fest, daß selbst die geschicktesten Arbeiter nichts ausrichten konnten und schließlich der Betrieb dieses Orts ganz eingestellt werden mußte.

Bald darauf legte der Steiger einen neuen jungen Häuer an, der über seine Führung und Arbeitstüchtigkeit die besten Zeugnisse von den früheren Zechen besaß. Ihm schilderte er die Schwierigkeiten jener Arbeit und fragte ihn, ob er sich's getraue, an dieselbe zu gehen.

Felix, der junge Häuer, zauderte nicht. Er hatte guten Mut und frohen Sinn, nahm Fäustel und Bohrer, und begab sich flugs nach der neuen Strecke. Hier setzte er sich hin, zog seinen Brodbeutel hervor und begann zu frühstücken.

„Wenn die Arbeit hier wirklich so außerordentlich schwer sein soll," dachte er, „dann muß man auch mit außerordentlichen Kräften daran gehen. Deshalb will ich auch mein Butterbrot gleich verzehren." Und er ließ es sich gutschmecken.

Wie er nun so saß und aß, kam von ungefähr ein Mäuschen herangeschlichen, setzte sich vor ihm auf die Hinterbeinchen und sah ihn mit seinen klugen, kleinen Augen so bittend an, als wollte es fragen: „Hast du auch einen Bissen für mich?"

Dem Häuer machte das zutrauliche Tierchen Spaß. Er warf ihm einen Brocken Brot vor, den es hastig verzehrte. Dann schien

es wieder um einen zweiten zu bitten. Und Felix gab ihm bei jedem Bissen, den er selbst nahm, ein Bröckchen mit. Als er aber nichts mehr hatte, und das Mäuschen seinen Platz und die bittende Stellung nicht verließ, da lächelte Felix.

„Ja, liebes Tierchen,“ sagte er, „jetzt habe ich selbst nichts mehr, so gern ich's dir auch gäbe. Glaub's wohl, daß du hier unten tüchtig durchhungert bist. Komm morgen wieder hierher, dann sollst du abermals etwas bekommen, wenn mir nicht eine ganz und gar erfolglose Arbeit das Wiederkommen verleidet.“

Plötzlich war das Mäuschen verschwunden, und an seiner Stelle stand ein Gnom, ein winziges Männchen.

„Deine Arbeit“, sprach dieser, „wird nicht erfolglos sein! du hast mit mir deine Mahlzeit geteilt, ich will nun mit dir auch deine Arbeit teilen. Aber du mußt mir, da ich von heute ab dein steter Gehilfe bleiben will, bei jeder Löhnung die Hälfte des Verdienstes abgeben. Ich werde dich zu diesem Zwecke auf der zweiten Fahrt oben im Schachte erwarten.“

Und wieder war die Maus da. Sie beschnüffelte behend das Gestein im Ortsstoß und bohrte sich dann mit so großer Geschwindigkeit mit Zähnchen und Beinchen hinein, daß, ehe sich's Felix versah, 6 Löcher von je ½ Lachter Tiefe fertig waren.*

Da stand nun wieder der Gnom vor ihm.

„So, nun besetz' die Löcher und thu' sie weg,“ sprach er. „Ausarbeiten brauchst du nicht, denn Stöße, Firste und Sohle werden spiegelblank sein. Schaff du nur dann die Berge fort und mach Schicht. Morgen komme ich wieder. Glück auf!“

Bevor Felix diesen Gruß erwiedern konnte, war das Männchen verschwunden. Es dauerte geraume Zeit, bis er sich von seinem Staunen erholt hatte. Dann besetzte er alle Löcher und that sie zu gleicher Zeit weg.

Als der Pulverdampf sich verzogen hatte und Felix wieder vor Ort kam, fand er die Strecke um ½ Lachter weitergetrieben, und Stöße, Firste und Sohle so eben, als ob sie vom Bildhauer mit dem Meißel bearbeitet worden wären.

Erfreut über diesen guten Erfolg seiner ersten Schicht nahm Felix, obgleich er vor kurzem erst eingefahren war, seine Lampe zur Hand und fuhr wieder aus, um vom Steiger einen Schlepper zum Fortschaffen der Berge zu erbitten.

Als der Steiger den jungen Häuer auf sich zukommen sah,

*) Vgl. IV, 40. 46. II, 26.

rief er ihm verdrießlich entgegen: „Nun, hast auch du schon die Lust zum Arbeiten in der verwünschten Strecke verloren? Es ist das doch eine ganz verteufelte Geschichte! Mir scheint's, der Berggeist treibt dabei sein Spiel."

„So scheint mir's auch," entgegnete lächelnd Felix, „aber ich habe deshalb die Lust zum Arbeiten durchaus nicht verloren, sondern im Gegenteil um so mehr Lust bekommen. Ich bin nur hier, um Sie um einen Schlepper zu bitten, der mir die Berge fortschaffen hilft. Denn gleich mit den ersten Schüssen habe ich so viel Berge gemacht, daß ich nicht weiter arbeiten kann, so lange diese nicht fort sind."

„Wa . . was Schüsse?" stieß überrascht und ungläubig der Steiger hervor. „Hast du denn überhaupt schon ein Loch gebohrt?"

„Ein Loch? ha ha ha! sagen Sie sechs Löcher, Herr Steiger, und alle haben ausgezeichnet gerissen! Die Strecke ist um ½ Lachter weiter, und Stöße, Firste und Sohle so schön glatt und sauber, als ob man im Letten führe."

Der Steiger trat bei dieser Erklärung unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Sechs Löcher in diesem eisenfesten Gestein, von je ½ Lachter Tiefe, und du bist kaum 3 Stunden unten gewesen? das muß ja mit dem Teufel zugegangen sein!"

„Mit dem Teufel gerade nicht, aber . . ."

„Aber . . .?"

„Schicken Sie mir nur einen Schlepper, Herr Steiger, und wenn es Ihnen gefällt, dann fahren Sie mit ein und nehmen Sie meine Arbeit selbst in Augenschein."

Der alte Mann schüttelte nachdenklich den Kopf, beauftragte einen Schlepper mit der Förderung von Felix' Ort und fuhr mit diesem selbst ein.

Er fand alles, wie es der Knappe berichtet hatte, aber er wurde auch in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß hier höhere Gewalten mit im Spiele ständen. Er bekam dadurch eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor Felix. Weit entfernt jedoch, wie andere furchtsame Leute es thaten, ihm auszuweichen, suchte er im Gegenteil durch ihn Vorteil für die Zeche zu gewinnen. Die Strecke war in kurzer Zeit beendet und man beauftragte Felix nun mit Bohrversuchen.

Das Mäuschen zeigte sich auch hier thätig. Wenn Felix auf freiem Felde eine geeignete Stelle zum Ansetzen des Bohrlochs aussuchte, dann bezeichnete ihm das Mäuschen dieselbe, indem es da

von unten herauf die Erde aufwarf wie ein Maulwurf. Hier stieß man denn auch immer in kurzer Zeit auf ein reichhaltiges Erz.

Der Steiger, immer mehr überzeugt von dem Eingreifen geheimer Mächte in die Arbeiten des glücklichen Häuers, veranlaßte, daß diesem für die ungeheuren Dienste, die er durch die Aufdeckung der neuen Erzlager der Gewerkschaft erwiesen hatte und noch erweisen sollte, einige Freikuxe gegeben wurden.

Felix verdiente auf diese Weise sehr viel Geld, und da er als unverheirateter, solider Mann nur sehr wenig für seine eigene Person brauchte, konnte er den größten Teil seines Einkommens sparen. Am Löhnungstage aber, sobald er sein Geld erhalten, schlüpfte er, unbemerkt von seinen Kameraden, in den Fahrschacht hinunter. Auf der zweiten Fahrt erwartete ihn der Gnom, welcher schon vorher ein langes Brett quer über das offene Fördertrum gelegt hatte. Auf dieses Brett setzten sie sich auf des Gnoms ausdrückliches Verlangen rittlings, das Angesicht einander zugekehrt, die Beine in den finsteren Schacht hinunterhängend, und zählten das Geld, das zwischen ihnen lag, um es zu teilen.

Bei einer solchen Gelegenheit blieb einmal ein Dreier übrig, den Felix ruhig liegen ließ.

„Nun, teile doch!“ forderte der Gnom.

„Teilen? das geht ja nicht, deshalb behalte du den Dreier. Ich habe ja doch alles, was ich besitze, dir zu verdanken, und deshalb hast du ein Anrecht auf diese unteilbare Münze.“

„Das war ein Wort, wie ich es schon lange nicht gehört habe,“ sagte erfreut der Gnom. „Du sprachst es zu deinem Glück, denn hättest du die Münze für dich behalten, so lägst du jetzt, wie schon viele vor dir, zerschmettert unten im Schachte.“

„Meine Aufgabe war es, einen Menschen zu suchen, der reinen Herzens ist, ohne Selbstsucht, ohne Habgier, um durch ihn der Menschheit nützen zu können. Ich hatte bisher vergebens gesucht. All' die kleinen Manöver, die ich mit dir angestellt, dienten nur dazu, dein Herz zu prüfen. Deine Vorgänger unterlagen dieser Prüfung. Es zeigte sich, daß sie durch das viele Geld so habgierig geworden waren, daß sie selbst den „Dreier“ hier für sich allein beanspruchten. Dann war's natürlich mit ihnen vorbei, denn sie hatten nicht in gleiche Hälften geteilt.“

„Du aber hast die Prüfung ehrenvoll bestanden, und du sollst von nun an das Werkzeug sein, wodurch ich der Menschheit nützen will. In deiner Wohnung wirst du all' das Geld finden, das

bisher auf meinen Teil gefallen war, es gehört dir, und du mußt jetzt mit dem deinigen zusammen eine sehr große Summe haben. Höre jetzt ganz auf zu arbeiten. Die Kuxe, die du besitzest, werden dir, dafür laß mich sorgen, dein Vermögen in kurzem verzehnfachen. Aber wende dasselbe nur zum Wohle der Menschen an; bedenke, daß der Genuß, den du dir damit verschaffen könntest, vergänglich und eitel ist. Ich werde stets in deiner Nähe sein, und wenn es nötig ist, dir hilfreich meine Hand bieten. Glück auf!"

Nachdenklich fuhr Felix zu Tage. Er war sich der Erhabenheit seiner Mission wohl bewußt und zauderte nicht, sie zu beginnen. Er spendete an Arme und Kranke, an die Hinterbliebenen verunglückter Bergleute mit vollen Händen reichliche Gaben. Er gründete Schulen und Hospitäler, und war für das Volk bis zu seinem späten Tode „der gute Engel."

29.

Der Bergmann Rack mußte alle seine Kräfte anstrengen, ja oft Doppelschichten verfahren, um bei den damaligen geringen Löhnen und hohen Lebensmittelpreisen seine zahlreiche Familie ernähren zu können. Der Steiger, der seine Armut kannte, hatte Mitleid mit ihm und legte ihn beim Schachtabteufen mit an, wo man das höchste Gedinge bekam. Diese Arbeit aber war sehr naß, da das zu durchteufende Gestein wegen seiner vielen Klüfte viel Wasser führte, und Rack wurde, da er sich keinen Flanellanzug kaufen konnte, der ihn gegen die nasse Kälte hätte schützen können, bald schwer krank. Er lag viele Wochen am Typhus darnieder.

Die Familie des Kranken gerieth dadurch in die größte Not. Seine Frau bügelte und wusch zwar, und verrichtete auch sonstige Arbeiten bei anderen Leuten für Lohn, aber sie konnte doch nicht beständig ihre unmündigen Kinder allein lassen. Ihr Verdienst war deshalb ein kaum beachtenswerter, ja es blieb ihr schließlich nichts anderes übrig, als ihre ältesten Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen, von Haus zu Haus zu schicken, um bei mildthätigen Leuten Almosen zu erbitten.

Rack genas. Er hatte zwar seine frühere Körperkraft noch lange nicht wieder, aber was blieb ihm angesichts der Not der Seinigen übrig, als sofort wieder mutig an die Arbeit zu gehen? Konnte er das Bewußtsein länger ertragen, daß die Seinigen von den erbettelten Gaben anderer lebten? Nein, er war ein zu biederer, ehrlicher Bergmann, und dachte an sein eigenes Wohl zuletzt. Er

bat Gott inbrünstig um seinen gnädigen Beistand und ging mit frischem Mut, aber schwachen Kräften wieder zur ersten Schicht. Der schweren körperlichen Arbeit entsprach seine spärliche, kraftlose Nahrung nicht, und es ist begreiflich, daß nun die kaum wieder hergestellte Gesundheit schnell zurück ging, daß Rack schließlich gänzlich arbeitsunfähig wurde. Diese seine Arbeitsunfähigkeit sah er nur zu wohl ein und gerieth dadurch in einen so trostlosen Zustand, daß er an Gott und der Welt verzweifelte. Die Verzweiflung übermannte ihn einst so sehr, daß er sich in den tiefen Schacht hinabstürzte und auf diese Weise seinem kummervollen Leben ein schnelles, aber schreckliches Ende machte.

Sein ältester Sohn Bruno, kaum 15 Jahre alt, ein zarter, schwächlicher Knabe, mußte nun Arbeit suchen, um wenigstens, so viel in seinen Kräften stand, dem Elende der Seinen zu steuern.

Der alte Steiger, der schon früher Brunos Vater zu einer besseren Lage hatte verhelfen wollen, legte ihn als Schlepper an. Aber was verdiente der arme Junge? Er vermochte kaum den vierten Teil der Anzahl Wagen vom Ort bis zum Schachte zu stoßen, als die anderen Schlepper, und die rücksichtslosen Häuer schalten ihn deshalb. Mochte er selbst mit dem festesten Willen alle seine Kräfte aufbieten, er hielt eine solche Anstrengung nicht lange aus und brach oft hinter seinem schwerbeladenen Wagen kraftlos zusammen. Sich über die schwere Arbeit zu beklagen und den Steiger um eine leichtere zu bitten, brachte er nicht über sich. Er fürchtete, man möchte ihm dies als Arbeitsunlust auslegen.

So saß er eines Tages mitten in der Strecke neben seinem Wagen, schweißtriefend und gänzlich erschöpft, und fing an bitterlich zu weinen. Da trat plötzlich ein Bergmann, den er vorher weder vor sich noch hinter sich in der Strecke bemerkt hatte, und den überhaupt schon gesehen zu haben er sich nicht erinnern konnte, zu ihm heran und fragte ihn in freundlichem Tone:

„Warum weinst du, kleiner Schlepper? Wird dir die Arbeit so sauer? Möchtest wohl lieber Fische fangen und Vogel stellen, wie?“

„Ach nein, Häuer,“ erwiderte Bruno, „ich arbeite gern, von Herzen gern, auch wenn ich, wie eben, kraftlos zusammenbreche. Aber gerade, weil ich keine genügenden Kräfte zum Arbeiten habe, weil ich nur so wenig verdiene, und deshalb die Meinigen so wenig unterstützen kann, kommen mir oft die Thränen in die Augen. Ach, warum bin ich nicht so stark wie die anderen, die ohne große An-

strengung froh und heiter ihre Schicht verfahren! warum bin ich so schwach, daß ich kaum mehr verdienen kann, als das Öl für meine Lampe!“

„Seid ihr denn so sehr arm?“ fragte der Bergmann.

„O gewiß!“ antwortete Bruno. „Mein Vater verunglückte vor kurzem, nachdem er, infolge einer früheren schweren Krankheit gänzlich geschwächt, die letzten Monate nur sehr wenig verdient hatte. Ich bin sein ältestes Kind und möchte so gern meiner Mutter und meinen Geschwistern helfen. Wir haben seit langer Zeit nicht mehr den Miethzins bezahlen können, und der bisher so geduldige und rücksichtsvolle Hauswirt droht uns aus dem Hause zu weisen, wenn wir ihm nicht bald wenigstens einen Teil unserer Schuld abtragen. Woher sollen wir aber das Geld dazu nehmen? Haben wir doch kaum etwas zu essen! Ach, barmherziger Gott, erhöre doch endlich unser Flehen, rette uns vor der Verzweiflung, welcher unser unglücklicher Vater erlegen ist, stärke mich, und gieb mir Kraft und Mut zur Arbeit!“

Bruno wollte sich erheben und seinen Wagen weiter schieben, aber der Häuer drückte ihn wieder sanft auf seinen harten Sitz nieder und sprach:

„Ich will dir bei deiner Arbeit helfen, und du wirst das Zehnfache von dem verdienen, was deine Kameraden bekommen, aber ich verlange dafür einen Gegendienst von dir: Du sollst täglich während der Arbeit den Inhalt deines Brotbeutels* mit mir teilen und mir schwören, niemals, zu niemandem, und unter keinen Umständen von unserem Bündnisse zu sprechen, denn wisse: ich bin der Berggeist!“

Ein anderer Knabe an Brunos Stelle wäre bei dieser Erklärung vor Schrecken vielleicht ohnmächtig geworden; Bruno aber erkannte in diesem ganzen Vorfalle nichts anderes als eine Fügung des Himmels. Er wußte nun, daß seine inbrünstigen Gebete endlich erhört waren, er sah im Geiste die Seinigen nicht mehr hungernd und frierend, sondern ohne Not und Elend ein glückliches, zufriedenes Leben führen. Ohne sich daher zu besinnen, sagte er:

„Ich schwöre es, nie und unter keinen Umständen zu verraten, daß du, mächtiger Geist, die Stütze meiner Schwachheit und der gute Engel bist, der das große Elend von den Meinigen nehmen will. Wenn ich je diesen Schwur brechen sollte, dann stehe ich in deiner Macht, und du sollst mich bei lebendigem Leibe

*) Vgl. II, 5. 39.

zerreißen zum Zeichen, daß du Undank und Wortbrüchigkeit arg bestrafst."

„So ist's recht, mein Sohn," sprach der Berggeist. „Aber nun komm, jetzt wollen wir zusammen arbeiten; ich will dir stoßen und füllen helfen. Ich bin außer dir jedem unsichtbar, du brauchst also deswegen keine Furcht zu haben." —

Was war das jetzt für eine lustige Fahrt! Hei! wie flogen die Wagen die Strecke entlang, daß dem armen Jungen anfangs der Atem auszugehen drohte. Aber bald fühlte er sich wunderbar gestärkt, fühlte er volle Manneskraft in sich.

Als er wieder mit dem leeren Wagen vor Ort kam, war dieser gefüllt, ehe sich dessen die hier arbeitenden Häuer versahen, und fort ging es wieder im schnellsten Laufe, als hätte Bruno einen Kinderkarren gestoßen.

So arbeitete der „schwache, kleine Bruno" nun Tag für Tag. Da aber seine Häuer nicht soviel sprengen konnten, als er jetzt mit Leichtigkeit zum Schachte fuhr, gab ihm der Steiger noch ein zweites, und bald noch ein drittes Ort, so daß er nun für drei Mann stand und in jedem einzelnen Falle das Doppelte von dem leistete, was nur der Stärkste an seiner Stelle hätte leisten können. Der Berggeist half ihm wacker dabei, und Bruno teilte redlich das Brot mit ihm, das er sich von Hause zur Schicht mitnahm.

Der Verdienst Brunos wurde bei solcher Arbeit ein ganz außerordentlicher. Alle Not war von den Seinigen mit einem male geschwunden. Er konnte nicht nur bald die rückständige Miete bezahlen, sondern auch seiner Mutter die Mittel an die Hand geben, kräftigere und gesündere Speisen zu bereiten. In den nächsten Monaten legte die sparsame Mutter immer etwas zurück, und es waren noch keine zwei Jahre vergangen, als sie so viel Geld zusammen hatte, daß sie das kleine Häuschen, in dem sie nun schon so viele Jahre wohnten, nebst einem Stückchen Acker käuflich erwerben konnte.

Freilich fiel dieser plötzliche Wechsel in den Verhältnissen der Familie allgemein auf. Man wußte ja ganz gut, wie ein Knabe, zumal ein so schwächlicher wie Bruno, arbeiten konnte, und ahnte es gleich, daß es in betreff der fast übernatürlichen Leistungen Brunos nicht mit gewöhnlichen Dingen zuging. Vor allen war der plötzliche Umschwung auch der Mutter aufgefallen, die ja die Lohnverhältnisse aus dem Zusammenleben mit ihrem verstorbenen Manne sehr wohl zu beurteilen verstand. Sie drang oft in ihren

Sohn, sie beschwor ihn, ihr doch zu sagen, ob er im Bunde mit bösen Geistern stünde, sie bat ihn, beim Heile seiner und ihrer Seele es zu gestehen, und davon abzulassen, so lange es noch Zeit wäre. Aber Bruno versicherte jedesmal bei allem, was ihm heilig wäre, er stünde in keinem Bündnisse mit irgend einem bösen Geiste.

Darin hatte er recht, war ja doch der Berggeist, so wie er sich ihm gezeigt, kein böser, sondern im Gegenteil ein guter, den Menschen wohlwollender Geist, der aus eignem Antriebe das Elend zu heben kommt, dort, wo es in Wirklichkeit ist.

Bruno wurde still und zurückgezogen. Er ging den Leuten, die ihn mit scheelen, mißtrauischen Augen ansahen, ruhig aus dem Wege und verkehrte nur mit wenigen, die es wirklich aufrichtig mit ihm meinten.

So vergingen wieder einige Jahre. Bruno war ein stattlicher, kräftiger Jüngling, seine beiden ältesten Schwestern blühende, hübsche Jungfrauen geworden, die nicht nur die Aufmerksamkeit der jungen Knappen auf sich lenkten, sondern auch den Söhnen des reichen Grubenbesitzers ein Gegenstand der Bewunderung waren. Oft, wenn diese jungen Herren bei dem Häuschen der Familie Rack vorübergingen, sah man sie an einem Fenster desselben stehen bleiben und die Mädchen um einen Trunk frischen Wassers oder dergleichen angehen, wobei sie dann stets mit ihnen ein Gespräch anknüpften. Ebenso wußten sie es geschickt einzurichten, daß sie, sobald Brunos Schwestern im Freien mit Feldarbeiten beschäftigt waren, mit dem Gewehr in der Hand einen kleinen Jagdzug unternahmen und dabei „unwillkürlich“ auch den Rackschen Acker durchschritten. Was war da natürlicher, als daß sie dann auch den Mädchen ein „Glückauf“ boten, ihrem Fleiße die nötige Bewunderung zollten und dergl. mehr, um nur eine kurze Zeit in der Nähe der lieblichen Mädchen verweilen zu können.

Das geklätschige, neidische Volk aber legte das anders aus, und gerade das unschuldige zeitweise Zusammentreffen der beiden Herren mit Brunos Schwestern sollte diesem zum Verderben gereichen.

Bruno ging, seitdem er älter geworden und es ihm seine Mittel erlaubten, hin und wieder in's Wirtshaus, um sich an einem Glase Bier zu laben. Das ganze Jahr hindurch aber freute er sich schon auf das Barbarafest (ein Fest, das auch noch gegenwärtig in Schlesien und fast ganz Österreich von den Bergleuten zu Ehren ihrer Schutzpatronin gefeiert wird).

Das war an diesem Tage ein Jubel und Trubel in dem sonst so stillen Dörfchen! Vormittags zog die ganze Belegschaft der Zeche, voran der Steiger, alle in der schönen, sinnigen Bergmannstracht nach dem Dorfkirchlein zum feierlichen Gottesdienste. Nachmittags aber, und spät bis in die Nacht hinein, fand ein großes Arbeiterfest auf Kosten des Brotherrn statt. Es wurden die großen Räume des Zechenhauses vorher besonders dazu hergerichtet und geschmückt. Während hier im bunten Durcheinander die jungen Paare nach den Klängen der „Berghornisten“ tanzten, saßen in den anstoßenden Räumen die Älteren, die bereits Ermüdeten und die, welche am Tanzen kein Vergnügen fanden, bei frohem Gläserklang. Zu den letzteren gehörte auch Bruno, der mit seinen Freunden an einem langen Tische saß und gemütlich plauderte. Bald gesellten sich noch andere dazu, von denen einige bereits zu tief in's Glas geschaut hatten. Das war besonders bei Lorenz der Fall, einem Kameraden Brunos, der sich bisher vergebens um eine von dessen schönen Schwestern bemüht hatte, und da er diesen Mißerfolg lediglich auf Brunos Einfluß zurückführte, gegen ihn einen stillen, aber tiefen Groll hegte. Man merkte es ihm heute auch bald an seinen glühenden Augen und seiner herausfordernden Miene an, daß er etwas Übles im Schilde führe, und er ließ damit auch nicht lange warten.

„Nun, mein lieber Kamerad Rack,“ sagte er mit unverhohlener Bosheit, „willst du nicht so gut sein uns auch das Mittelchen zu nennen, mit welchem man beim Hungern plötzlich zur erstaunlichsten Leistung stark genug und in wenigen Jahren als Arbeiter so wohlhabend wird, wie du? Wir sind und bleiben doch alle arme Teufel, und suchen doch auch das Möglichste zu leisten. Gieb uns doch etwas von deinem Zaubertranke mit!“

„Schweig doch mit diesen albernen Redensarten,“ sprach einer von Brunos Freunden, „gehörst auch du zu jenen Elenden, welche das mühsam Erworbene neidisch begeifern und die es nicht für möglich halten, daß Gott seine besondere Gunst einer Familie zuwendet, die er vorher so schwer geprüft?“

„Ach was, Gottes Gunst!“ entgegnete der trunkene Lorenz, „bleib mir nur damit vom Leibe! Ich mag es wohl glauben, daß Bruno in seiner verzweifelten Lage anfänglich, trotz seiner Jugend, eine größere Willenskraft besaß als wir, und daß er uns infolge dessen allmählich auch an Körperkräften übertroffen, aber

mit seinem Wohlstande steht es doch anders. Was er jetzt besitzt, ist auf schmutzige, unehrliche Weise erworben!“

„Um Gottes willen schweig, Elender!“ riefen entrüstet Brunos Freunde, während dieser selbst vor Aufregung und unterdrücktem Zorne zitterte.

„Nein, ich schweige nicht,“ schrie Lorenz, „ich will es laut heraussagen: Bruno ist zu seinem Wohlstande durch die großen Geschenke gekommen, welche seinen „schönen“ Schwestern gemacht werden. Was liegt auch so reichen Herren, wie den Söhnen unseres Arbeitgebers, an ein paar gefüllten Geldbeuteln, wenn sie nur ihre heißesten Wünsche von einem hübschen Kinde erfüllt, ihre lang verfolgten Absichten endlich erreicht sehen!“

„Gott vergebe dir diese Verleumdung,“ rief Bruno, der sich im höchsten Zorne noch zu beherrschen suchte, „diese schändliche Lüge! Ich habe bis jetzt davon geschwiegen, auf welche Weise ich zu meiner Kraft und zu meinem Wohlstande kam, weil ich durch einen furchtbaren Eid dazu verpflichtet wurde. Aber ich will diesen Schwur brechen, um diese abscheuliche Verleumdung dieses Elenden zu offenbaren!“

Alle Anwesenden, die sich während des Streites an den Tisch der jungen Leute herangedrängt hatten, horchten gespannt auf, als Bruno fortfuhr:

„Ihr werdet sehen, daß ich schwer dafür werde büßen müssen; aber ich will lieber den gräßlichsten Tod sterben, als meine unschuldigen Schwestern mit Unrecht von der Welt verachtet wissen — infolge der Gemeinheit dieses Niederträchtigen. So hört denn: Ich stehe in einem Bündnisse mit dem Berggeiste. Er hat mir den Schwur abgefordert, von unserem Verhältnisse zu schweigen, und wird mich für meine Unbeständigkeit schwer bestrafen.“

Ein panischer Schrecken bemächtigte sich bei dieser Mitteilung der Anwesenden. Alle erbleichten und sahen mit ängstlicher Miene Bruno nach, der sofort das Zimmer verließ.

Am nächsten Morgen vor dem Anfahren nahm Bruno einen viel zärtlicheren Abschied als sonst, wenn er zur Schicht ging, von der Mutter und den Geschwistern, die von dem Vorgange am vorhergehenden Abend noch nichts wußten. Er umarmte sie alle, küßte sie herzlich und verließ mit thränendem Auge und einem letzten „Glückauf“ das Haus.

„Glückliche Schicht!“ grüßten die Seinigen bei seinem Fort-

gehen und sahen sich fragend und kopfschüttelnd an; sie hatten eine solche Stimmung an Bruno noch nicht beobachtet.

Bruno fuhr an. Ihm folgten seine Kameraden und die Häuer, und es dauerte nicht lange, so sandte man auch den ersten Kübel Erz zu Tage.

Aber wie erstaunte man oben, als man in dem Gefäße anstatt des Erzes die Leiche Brunos, in zwei Hälften zerrissen, vorfand! Der rasch herbeigeholte Steiger fuhr sofort ein. Er vernahm Anschläger und Schlepper, welche das Erz zum Füllort gebracht hatten, aber alle schwuren, der erste Kübel sei mit Erz gefüllt hinaufgegangen, Bruno hätten sie noch gar nicht im Schacht gesehen.

Das Erstaunen und die allgemeine Aufregung erreichten aber ihren Höhepunkt, als der zweite Kübel, bei dessen Füllung der Steiger selbst zugegen war, über Tage ankam, und man in ihm lauter kleine Stücke vertrockneten Brotes vorfand. Ebenso ging es mit den folgenden Kübeln (es war das Brot, welches Bruno täglich dem Berggeiste gebracht hatte). Da aber konnten die Arbeiter ihre Angst nicht länger bemeistern und fuhren allesammt aus. Nur Lorenz, welcher am Morgen ebenfalls angefahren war, war nirgends mehr zu finden und wurde nie mehr gesehen. Die Förderung in diesem Schachte mußte für lange, lange Zeit eingestellt werden, da sich jeder Bergmann sträubte, die Arbeit in diesem unheimlichen Bergwerke wieder aufzunehmen.

30.

In einigen Gruben Oberschlesiens hat man den Berggeist in Gestalt einer bläulichen Flamme* im Schachte auf- und abschweben sehen.

*) Vgl. II, 40. 50.

31.

Andere Bergleute sahen ihn dort oft beim Einsturz von Pfeilern als riesengroße rötliche Flamme in der Firste verschwinden.

32.

Bei Beuthen (in Oberschlesien) steht auf einem abgebauten Grubenfelde ein alter Schacht. Aus diesem steigt zuweilen der Berggeist in Gestalt eines ungeheuren schwarzen Vogels ohne Kopf hervor. Wenn er sich dort sehen läßt, steht ein Unglück bevor.

33.

Ein Schlepper hatte sich während der Schicht in eine abgelegene Strecke gesetzt, um hier ungestört ausruhen zu können, und war eingeschlafen. Als er erwachte, brannte sein Grubenlicht nicht mehr, und er wußte nicht, wie er zum Schachte kommen sollte; denn aus der rings um ihn herrschenden Totenstille merkte er, daß alle Bergleute die Schicht beendet hatten und bereits zu Tage gefahren waren. Da sah er von fern ein Licht auf sich zukommen und erkannte bald seinen Steiger, der sich ihm nahte, ihm Öl und Feuer von seiner Lampe gab* und ihn nach dem Schachte führte. Dort sagte er ihm, er solle in der Zechenstube beim „Aufschreiben" drei Schichten anstatt der einen als verfahren angeben.

Der Schlepper war aber nicht eine Schicht, sondern 30 Tage lang unten in seinem Versteck gewesen. Man war daher sehr überrascht, ihn auf einmal wieder in der Zechenstube erscheinen zu sehen, da man ihn schon allgemein für tot hielt. Er schritt aber ruhig auf den Steiger zu und gab drei Schichten an. Der Steiger fragte: „Wann hast du denn die drei Schichten verfahren?" Und der Schlepper antwortete: „Sie haben mir ja vorhin selbst gesagt, nachdem sie mir Feuer für meine Lampe gegeben und mich zum Schachte geführt hatten, ich sollte 3 Schichten für mich angeben." Der Steiger schwieg und schrieb die 3 Schichten, denn er merkte, daß der Berggeist unter seiner Gestalt den Knaben gerettet hatte.

*) Vgl. II, 9 10. 14. 16. 18. 21.

34.

In einer oberschlesischen Steinkohlengrube wurde in einem neuen Flötze die erste Grundstrecke getrieben. Es war von ihr aus noch keine Abbaustrecke angesetzt worden, man konnte also von dem Ort nirgends anders hin gelangen als zum Schachte und umgekehrt.

Eines Tages arbeiteten da zwei Brüder, der eine als Häuer, der andere als Schlepper. Außer ihnen befand sich auf der ganzen Sohle nur noch der Anschläger. Als der Schlepper wieder mit einem gefüllten Wagen nach dem Schachte kam, fragte ihn der Anschläger: „Weshalb ist denn dein Bruder ausgefahren? Ist er denn krank? Er sah so bleich aus und hat mir auf meine Fragen gar nicht geantwortet; er winkte mir nur, stellte sich in den Kübel und fuhr zu Tage."

„Mein Bruder?“ fragte lächelnd der Schlepper, „mein Bruder liegt jetzt gerade ganz tief im Sohlenschram. Es fehlen an diesem nur noch wenige Zoll bis zu einem halben Lachter, dann will er sich an's Bohren geben. Er ist also nicht ausgefahren, sondern liegt vor Ort; ich habe ihn eben noch gebeten vorsichtig zu sein, daß ihm die unterschrämte Kohle nicht auf den Leib fällt, denn ich hörte einige male ein verdächtiges Knistern.“

„Du scherzest gewiß nur,“ sprach gereizt der Anschläger. „Ich träume doch nicht? Ich habe meine Sinne vollkommen beisammen und erkläre dir: dein Bruder ist wirklich ausgefahren!“

„Nun, ereifere dich nicht,“ sprach der Schlepper, „komm, ich will dich von deinem Irrtum überzeugen, komm mit vor Ort, da sollst du meinen Bruder sehen.“

Sie gingen hin und sahen ihn, aber wie? Die unterschrämte Kohle war plötzlich heruntergekommen und hatte den Häuer vollständig zerquetscht. Er gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Die Beiden hatten Mühe, die Leiche unter dem Kohlenhaufen hervorzuholen.

Die Erscheinung am Schacht in Gestalt des Häuers war der Berggeist gewesen, der sich oft vor einem Unglück zeigt und manchmal die Gestalt dessen annimmt, der verunglücken soll.

35.

Dieselbe Sage wird auch, in etwas veränderter Form, folgendermaßen erzählt:

Auf einer neuen Grundstrecke arbeiteten zwei Brüder. Während einer schrämte, fuhr der andere mit dem gefüllten Förderwagen zum Schachte. Unterwegs begegnete ihm in der Strecke der Steiger und fragte, weshalb sein Bruder ausgefahren wäre. Der Schlepper antwortete, sein Bruder wäre nicht ausgefahren, sondern befände sich vor Ort bei der Arbeit. — Da verschwand der Steiger plötzlich. Ein Unglück ahnend läuft der junge Mann zurück und findet seinen Bruder unter einem schweren Kohlenblock liegend, der aus dem Hangenden herabgefallen war. Er lebte noch, war aber schwer verwundet. Wäre sein Bruder nicht so schnell zurückgekehrt, sondern zum Schachte gefahren, so hätte er ihn wohl nicht mehr lebend angetroffen.

36.

Ein Schlepper, der trotz wiederholter Ermahnungen das Fluchen

nicht lassen konnte und einmal, seinen schweren Wagen mit Mühe von der Stelle bewegend, wieder die größten Verwünschungen über die harte Arbeit ausstieß, bekam plötzlich furchtbare Stockschläge, ohne jedoch irgend ein menschliches Wesen in seiner Nähe zu sehen. Er war allein in der Strecke. Auf sein lautes Schreien kamen einige Häuer herbeigelaufen, und als der Junge ihnen sein Leid klagte, und die Hiebe immer weiter auf seinen Rücken fielen, so daß er vor Schmerzen zu Boden sank, hoben sie ihn in den Wagen. Sofort hörten die Schläge auf. Aber als sie ihn am Schachte wieder heraushoben, begannen die Hiebe von neuem und ließen nicht eher nach, bis er fast zu Tage angekommen war. — Sobald nämlich jemand so hoch hinaufkommt, daß er mit der Hand die Hängebank erreichen kann, ist er außerhalb des Bereiches des Berggeistes.

Vgl. II, 2.

37.

In einer Nacht des Jahres 1862 lag ein Häuer einer größeren Kohlengrube Oberschlesiens vor Ort und schrämte. Durch ein hinter seinem Rücken entstandenes Geräusch gestört, wendet er sich um und erblickt den Berginspektor in Begleitung eines fremden Steigers. Sie begrüßen sich in herkömmlicher Weise mit einem „Glück auf!“ und der Berginspektor äußert, es sei unzulässig, daß er allein hier liege, er wolle dafür sorgen, daß er bald einen Kameraden erhalte, und verläßt ihn wieder. Der Häuer will von neuem an seine Arbeit gehen, vermag aber vor Unruhe über die ungewöhnliche nächtliche Erscheinung keinen Schlag zu thun. Er kleidet sich daher eiligst an, verläßt das Ort und sucht die an einem anderen, entfernteren Orte liegenden Arbeiter auf. Er frägt hier an, ob der Berginspektor mit dem fremden Steiger auch bei ihnen gewesen sei. Auf die Verneinung dieser Frage hin begiebt er sich nach einem zweiten und dritten Orte. Überall dieselbe Frage, überall dieselbe Antwort. Seine Unruhe teilt sich den anderen Arbeitern mit, die Nachricht der Erscheinung verbreitet sich im ganzen Grubengebäude, und die Arbeiter beschließen auszufahren und dem zuständigen Steiger Mitteilung zu machen. Da fällt dem Häuer ein, daß er seine Halmscheide vor Ort zurückgelassen habe. Er bittet einen Kameraden ihn dahin zu begleiten, weil er sich fürchte es jetzt allein zu besuchen. Es schließen sich ihm noch mehrere derselben an. Sie kommen vor Ort, und siehe da! — die Kohlenwand, welche er unterschrämt, ist hereingebrochen und centnerschwere

Kohlenblöcke türmen sich über der Stelle auf, an welcher er vorher gelegen und welche ohne Zweifel sein Grab geworden wäre.

38.

Im wesentlichen dieselbe ist die oberschlesische Sage, nach welcher der Berggeist in Gestalt des diensttuenden Steigers die Arbeiter von einem Kohlenpfeiler wegholt und nach einem andern schickt. Kaum haben diese ihr Ort verlassen, als es auch schon mit furchtbarem Getöse zusammenbricht.

39.

Vor Jahrhunderten gab es einen Schacht im Donatspat der Elisabethgrube bei Freiberg, und in diese Grube fuhr ein Bergknecht ein, nach seinem Taufnamen nur Hans geheißen. Seinen Geschlechtsnamen hat man nie nennen hören. Er war noch ein junger Kerl, aber Gram und Kummer machten, daß er viel älter aussah, als er wirklich war. Ach, sein Weib war ewig krank, seine alten Eltern hatte er auch noch zu ernähren, und dabei hatte ihm Gott bereits sechs lebende Kinder gegeben, die er mitsamt seinem Weibe und seinen Eltern bei allem Fleiß nicht mehr zu ernähren wußte.

Hans weinte deshalb oft bitterlich und wünschte sich lieber den Tod, als den Jammer im Hause mit ansehen zu müssen, wenn er heim kam und nichts brachte und bringen konnte, was nur das dringendste Bedürfnis gestillt hätte.

Eines Tages, als er heim ging aus der Grube, war er über die Maßen traurig. Sein Weib sollte bald des siebenten Kindes genesen. Alles, was sie aus besseren Zeiten her hatten, war versetzt, der Bäcker wollte kein Brot mehr borgen, und die, denen sie schuldig waren, wollten alle bezahlt sein.

Das klagte Hans mit rotgeweinten Augen auf dem Heimwege einem anderen Bergknechte, der viel älter und erfahrener denn er war. Der sprach zu ihm: „So rufe doch den Berggeist dir zu Hilfe!"

Hans horchte zweifelhaft.

Der Bergknecht riet weiter: „Bist du einmal allein im Gange, so schlägst du drei mal mit dem Hammer an das Gestein und sprichst dazu:

Berggeist, Berggeist, komm herbei!
Hör mein Klopfen: eins, zwei, drei!

Schaff mir Hilfe, gieb mir Brot!
Ich will alles thun, was not.

Kommt dann das Bergmännchen, so erzähle ihm nur ganz ohne Scheu, wie es dir ergeht und was du brauchst. Mir . . . doch nein!" hielt der Erzähler inne. „Erfülle was er dir heißen wird, und du wirst künftig gute Tage haben."

Hans, wohl wissend, daß er durch Anrufung des Bergmännchens seine Seele nicht gefährde, weil das kein Teufelswerk sei, wie er von jeher gehört hatte, merkte sich alles genau, und nahm sich vor, dem Rate seines Kameraden Folge zu leisten. Ach, es blieb ihm ja nichts übrig, als diese letzte Hoffnung und Hilfe in äußerster Not. Er fand, als er heim kam, das siebente Kind, ein Knäblein, in der Wiege, und keinen Bissen Brot im Hause. Er tröstete die Seinigen, daß es bald besser, ja recht gut werden solle, und nahm sich vor, gleich bei der nächsten Schicht einen Versuch zu machen.

Als Hans am nächsten Morgen einmal allein in der Grube war, schlug er an das Gestein mit dem Hammer, wie ihm geheißen war, und rief den Berggeist nach Vorschrift herbei. Das Gestein teilte sich, und ein kleines altes Männchen mit langem Barte und runzlichem, sonst aber freundlichem Gesichte kam herbei. Das sprach:

„Warum rufest du mich her?
Knappe, was ist dein Begehr?"

Darauf erzählte Hans ihm seine langjährige Not, und wie sie nun den höchsten Grad erreicht habe und er sich nicht mehr zu retten wisse, und bat um seine Hilfe.

Der Berggeist sah es dem Bergmann wohl an, daß die Erzählung seines Elendes eine wahrhaftige sei, und antwortete:

„Gieb für die Hilf' mir jede Schicht
Ein Pfennigbrot* und Pfennniglicht.
Dafür wird Silbers g'nug dein eigen;
Doch schwöre mir ein ewig Schweigen!"

Hans schwor dem Berggeiste einen Eid, den dieser ihm vorsagte und der fürchterlich geklungen haben mag, denn es überlief den Hans dabei ganz kalt. Darauf verschwand das Bergmännchen, und das Gestein schloß sich wieder; zu des Knappen Füßen aber lag ein Häuflein gediegenen Silbers.

*) Vgl. II, 5. und II, 29.

Hans verkaufte das Silber noch selbigen Tages an einen Juden, versprach diesem, täglich eine ähnliche Menge nachzuliefern, und half mit dem reichlichen Erlöse, wobei er noch redlich betrogen sein mochte, sich und den Seinigen aus der Not.

Tagtäglich brachte nun der Berggeist dem Hans gegen Brot und Licht das versprochene Silber, that freundlich mit ihm und erzählte ihm, das Brot sei ein wahres Labsal für sein Weib, und die Lichtlein eine Wonne für seine Kindlein, und erkundigte sich, wie es jetzt bei ihm gehe. Er freute sich, von des Knappen immer mehr zunehmendem Wohlstande zu hören. Aber stets warnte er ihn beim Fortgehen:

„Schweige du, vom Staub geboren!
Thust du's nicht, bist du verloren."

Die Warnung hat der Berggeist gar nicht nötig! meinte bei sich Hans, der nun schon für einen gemachten Mann galt, ein schönes eigenes Grundstück mit Feld und Wiese hatte und sich drei Kühe und anderes kleines Vieh halten konnte.

Hansens immer mehr zunehmende Wohlhabenheit war der gesamten Knappschaft und allen Nachbarn und Freunden ein unerklärliches Rätsel. Es hieß, es sei ein Vetter seiner Frau draußen im Reiche gestorben und habe diese zur Erbin eingesetzt. Aber von dem Vetter war vordem nie die Rede gewesen; dann wußte aber auch niemand, wann und wie das Geld ankomme, das sehr bedeutend sein mußte, denn Hans kaufte immer wieder hinzu zu seiner Wirtschaft und war bald der reichste Mann im Orte.

Man munkelte auch und raunte sich in die Ohren vom Drachen, den Hansens haben sollten; aber niemand hatte ihn je zur Esse hereinfliegen sehen, und Hansens waren ja auch ehrliche, christliche, fromme Leute. Endlich sprach man gar nicht mehr davon und quälte auch Hansens Frau nicht mehr mit Fragen, die offenbar eben so wenig wußte, als Nachbarn und Freunde, denn ihr Mann hielt unverbrüchlich sein gelobtes Stillschweigen. Fragten ihn seine Eltern und sein Weib nach der Ursache seines jetzigen Reichtums, so sagte er: Unverhofft kommt oft! oder brauchte ähnliche dunkle Redensarten. Sie glaubten endlich, er habe einen Schatz gefunden. Er gab aber nie altes verschimmeltes Geld her, sondern gewöhnliche, gangbare Landesmünze, die konnte doch nicht vom Schatze herrühren.

Hans und seine Familie lebten sehr glücklich, und es war auch

keine Änderung zu befürchten, da Hans schweigen zu können schien und recht augenscheinlich alles Aufsehen vermied, trotz seines Reichtums gewöhnlicher Bergknecht blieb und keine Beförderung zum Steiger annahm, was er viele male hätte werden können.

So ging das fort, bis einstmals das Stollnbier kam und alles lauteste Freude atmete. Hans, der bei guter Nahrung und durch Wegfall der Sorgen aus einem verkümmerten Schwächling ein starker, stattlicher Mann und wieder lebensfroh geworden war, hatte manchen Schoppen Bier dabei getrunken und war fröhlich und guter Dinge. Da rückten ihm die anderen Knappen auf den Leib und sprachen: „Hans! heute mußt du uns sagen, wie du reich geworden bist.“ Doch der Hans blieb standhaft, und erst als sie ihn kränkten und sprachen: „du hältst schöne Kameradschaft; du bist nun reich, uns gönnst du es aber nicht, es auch zu werden,“ da glaubte er in seiner Trunkenheit, sich vom Vorwurfe, den sie ihm machten, reinigen zu müssen, und erzählte alles rein und richtig von der Leber weg, wie es sich zugetragen habe.

Als der Hans also that, staunten die Bergknappen weidlich, und jeder dachte nun schon in Gedanken sich eben so reich, als es der Hans geworden war. Der aber, als er zur Besonnenheit zurückgekehrt war, raufte sich das Haar ob seiner Plauderhaftigkeit, und es graute ihm vor des Berggeistes Zorn, des gräßlichen Eides gedenkend, den er ihm geschworen hatte. Mit Zittern und Zagen fuhr er zur nächsten Schicht, vorher ängstlich von allen den Seinigen Abschied nehmend, die gar nicht wußten, was mit ihm vorgehe, da er Ähnliches vorher nie gethan hatte.

Hans hatte in der Grube keine beschwerliche Arbeit, nur die Aufsicht hatte er zu führen an dem Haspel, und das Zeichen zu geben, wenn die Knechte oben den Rundbaum drehen und den Erzkübel zu Tage fördern sollten. Staunend standen diese heute lange, ohne daß in der Tiefe das längst erwartete Zeichen zum Heraufwinden gegeben ward. Endlich kam das Zeichen und sie bewegten den Rundbaum. Aber es drehte sich so leicht, daß sie meinten, es sei gar nicht möglich, daß sie einen Kübel mit Erz heraufzögen. Sie blickten hinab, als wenn es möglich wäre, dies mit den Augen zu ergründen. Seltsam! Es blinkte Licht in der Tiefe. Es ward heller und mächtiger, je höher der Kübel stieg. Jetzt ward er zu Tage gefördert.

Im Kübel lag anstatt des Erzes Hans tot und mit dem Ansehen eines Erwürgten. Um ihn herum brannten Lichter, die

Hans dem Berggeiste gebracht, und auf dem Leichnam des Unglücklichen lag das letzte Pfennigbrot, das er heute abgeliefert hatte.

Die Knappen kleideten ihren Kameraden aus und machten Belebungsversuche. Umsonst. In seinem Grubenkittel steckte ein feuchter Zettel mit sehr unleserlicher Schrift. Darauf stand:

Glücklich ist, wer schweigen kann,
Plaudrer ein verlorner Mann.
Schwieg er, wär' er heut' noch rot,
Berggeists Straf' ist jäher Tod.

Nach dreien Tagen haben die Knappen den Hans gar feierlich zu Grabe getragen. Es wurde von seinem plötzlichen Tode gesagt, er sei zu erhitzt in die Grube gefahren und in der kalten Tiefe am Blutschlage gestorben. Der Zettel und seine Inschrift ward nicht bekannt, und als man ihn später haben wollte, fehlte er, und keiner wußte, wohin er gekommen sei.

Dem Berggeiste scheint es leid gethan zu haben, daß er gegen Hans so strenges Recht hatte üben müssen. Das Wohlwollen, welches er ihm geschenkt hatte, schien er auf seine Söhne übertragen zu wollen. Als der älteste das erste mal einfuhr, redete ihn der Berggeist unaufgefordert an und machte ihm ein gleiches Anerbieten, wie vordem seinem Vater. Er aber gedachte des Schicksals seines armen Vaters und ließ sich nicht ein mit dem launischen Berggeiste, obwohl dieser sein Anerbieten noch oftmals wiederholte.

Als die Knappen den Tag nach Hansens Beerdigung die Grube wieder befuhren, haben sie zur Erinnerung an ihn, und damit jeder Knappe sein Schicksal sich zu Herzen nehme, seinen Namen in Stein gehauen.

40.

Um das Ende des dreißigjährigen Krieges lebte der Bergknappe Daniel mit seiner wackeren Ehefrau und drei Kindern in einem Flecken des oberen Erzgebirges. Schlägel und Eisen erwarben ihm das tägliche Brot, die arbeitsame Margarethe erspann den übrigen Bedarf, Gottes Wort und der fromme Glaube an seine Verheißungen half ihnen viele Jahre lang das gemeinsame Kreuz tragen. Es drückte sie dann allgemach zu Boden. Ihr erstgeborener Sohn, welcher bereits lustig und kräftig heranwuchs, ward bei einem feindlichen Durchzuge von den Holkischen Jägern erschossen, das sechsjährige Christinchen durch den Blitz gelähmt, und jetzt

vollendete ein Zwillingspaar die Not und brachte Margarethen an den Rand des Grabes. — —

Der Morgen graute, die Bergglocke rief den Knappen. Daniel raffte sich von der Strohschütte auf; er fand das kaum vergessene Elend wieder, er warf unter Schauern den nassen Grubenkittel über und nebenbei einen forschenden Blick auf die schlummernden, vom Hunger eingewiegten Kinder und auf das bleiche Antlitz der Wöchnerin. Sie betete.

„Bete nicht!“ sprach er, mit Gott hadernd: „an uns denkt der Herr nicht mehr; er erhört bloß die Reichen und Vornehmen, unsere gestrengen Herren etwa, die doch nicht so viel nach ihm fragen, und den Krämer Bonifaz vorn an der Malzmühle, der seinen Kindern die harten Thaler zum Spielen giebt, während die unseren an der harten Brotrinde nagen.“

Die fromme, gottvertrauende Margarethe schalt ihren Ehewirt wegen dieser vermessenen Rede und rühmte sich eines erquickenden Traumes, in dem sie ein Zeichen aus der Höhe sehe. Sie habe nämlich, bei stockfinsterer Nacht, auf dem Schlackenberge hinter der Schmelzhütte gesessen, habe, unfähig, sich von der Stelle zu bewegen, große Angst ausgestanden und deshalb, wie eben jetzt geschehen, mit Inbrunst gebetet. Plötzlich sei das schwarze Sturmgewölk über ihr zerborsten, das Firmament mit seinen Sternen hervorgetreten, und ein Stern nach dem andern vom Himmel herab und ihr als Goldstück in den Schoß gefallen.

„Mein Traum klingt anders,“ entgegnete Daniel: „zu mir kam der Böse und bedauerte mich; ich sähe ja wohl, meinte er, wie es auf Erden hergehe, daß mein Herr Gott sie verlassen und sein Meister wiederum freie Macht und Gewalt habe. Schon seit Menschengedenken hause der Krieg, was das Schwert nicht gefressen, bleibe der Pest aufgespart, und dann werde das Regiment in der Juden Hand fallen, die alle Christenkinder zu kreuzigen gedächten. Wollt' ich so wohl thun und ihm die Zwillinge verschreiben, so könne noch ein ganzer Mann aus mir werden und mein Eheweib ein paar faustdicke Rubinen in den Ohrringen tragen, einen für jedes Kindes Blut.“ — Die Mutter schlug ein Kreuz über sich und die Kinder. — „Mir lief es eiskalt durch die Glieder,“ fuhr jener fort, „ich wünschte unsern Herrn Beichtiger herbei und den Steiger Martin, und sprach das „Walte Gott.“ Die Bergglocke sprach erbaulich drein und weckte mich.“

„Das walte Gott!“ flüsterte Margarethe, ihre Hände faltend. Daniel ging mit einem kleinlauten Lebewohl seines Weges. —

Der Irrwisch, so hieß das Berggebäude, auf welchem Daniel als Häuer arbeitete, lag eine Stunde weit von seinem Wohnorte im Walde. Er hatte diesen Weg seit zwanzig Jahren Tag für Tag und Nacht für Nacht, zwischen Hunger und Kummer, zurückgelegt, aber der Hoffnungsengel, welcher ihm früher zur Seite ging und jene beiden widrigen Gesellen in Schranken hielt, war allmählich dahinten geblieben; heute gesellte sich ihm der böse, kaum beschworene Geist seines Traumes zu. Ach! seufzte Daniel und blickte sehnsüchtig zu den erbleichenden Sternen auf, — ach, fallt doch, fallt, ihr himmlischen Goldgülden, durch die Lücken im Dach auf die nackten Zwillinge! Aber die Goldgülden fielen nicht, und Daniel sprach erbittert und verzagt zu sich selbst:

Was half nun deine Treue und dein Eifer? dein Hämmern und dein Spinnen? dein Gottesdienst und dein Christentum? Der Irrwisch ist im Verlöschen, das Erz gebricht; bald wird es heißen: „Stirb oder stiehl!“ — Ein Dieb? — Ei, wärst du denn der einzige? Ist Bonifaz, der feiste Krämer, nicht ein Schelm und ein Wucherer, und dennoch hochgeehrt und gesegneter als der frömmste Christ? Und die Großhänse von Feldhauptleuten, die das arme Land aussaugen und wie der Würgengel hausen, die Zucht und Recht mit Füßen treten und unser Herzgeblüt verschlemmen, sehn sie nicht aus wie das gute Gewissen? Werden sie nicht obendrein in der Chronik gepriesen und mit Gnadenketten und güldenen Schaumünzen ausstaffiert, gleich als ob der Mordbrand und die Plünderung ein löbliches, gottgefälliges Werk wäre? Wie die Zeit, so der Mensch, und ein Narr, der stromauf schwimmt. Drum greife zu und hilf dir selbst! —

So wuchs von Schritt zu Schritt der böse Wille, aber das Mittel zum Zweck blieb ihm dunkel. Er kam nach langem Sinnen auf den Krämer zurück, für dessen eisernen Geldkasten er bei der Näherung des Feindes einen Versteck im Keller bereiten mußte. Schon öfter hatten seitdem die geldsüchtigen Schweden und die raubgierigen Kroaten den reichen Würzhändler heimgesucht, aber der Mammon blieb unentdeckt und Bonifaz undankbar genug, den armen Daniel mit Härte abzuweisen, als ihn dieser, nach Erscheinung der Zwillinge, um den Vorschuß einiger Gulden ansprach, — eine Wehthat, welche in dem aufgeregten Gemüte des Unglücklichen um so lauter nachklang, da ihm in dieser dunklen Stunde sein und

der Seinen Untergang ganz unvermeidlich schien. Die Zwillinge lagen, nur zur Notdurft mit Lumpen bedeckt, auf dem Strohe, Margarethens Leben glich dem erlöschenden Grubenlicht, der unbezahlt gebliebene Bader hatte fürder weder Rat noch That für die Kranke; die wenigen früheren Helfer waren teils von den Kriegstrubeln verscheucht, teils von Krankheiten und Seuchen hingerafft, und so stand er denn, verlassen und versäumt, an Gott und Menschen irre geworden, zwischen der Not und dem Tode. Des Krämers Schatzkästlein ward zum fesselnden Magnete, und Daniel musterte bereits im Geiste die reiche Beute und sann auf Mittel, seine fromme, in keine Sünde willigende Ehegenossin über den Quell dieses Goldregens zu täuschen, als das Geschrei einer Krähe des Teufels Luftschloß plötzlich zertrümmerte. Daniel sah empor und sich unmittelbar unter dem Hochgericht, an dem der sogenannte lange Jonas seit Jahr und Tag in Ketten hing. Jonas war des Nachbars Sohn, sein Vetter und der Gespiele seiner Kindheit gewesen, war späterhin während der Wanderschaft in schlechte Hände gefallen und um keiner schlimmeren That willen aufgeknüpft worden, als welche Daniel selbst in der Angst seiner Nahrungssorge beabsichtigte. Es traf ihn wie ein Wetterstrahl, sein Gewissen sprang wie ein Riese aus dem betäubenden Schlafe auf, die Phantasie zeigte ihm bereits den Nagel, an dem er, ein Genosse dieses Windspiels, hing, und am Saum des nahen Waldes sein händeringendes, vom Wahnsinne übermanntes Weib. Er eilte schnell fürbaß und kam mit reuigem, zerknirschtem Herzen auf dem Huthause des Irrwisches an. Die Bergleute, welche bereits zu dem herkömmlichen Gebete versammelt im Kreise saßen, erschienen ihm heut wie eine Gemeinde der Heiligen; er nahm, ohne aufzusehen, unter den Grubenjungen zunächst der Thüre Platz. Da kam Gevatter Martin, der ehrsame Obersteiger, dessen freundlicher Gruß dem Kleinmütigen wohlthat, und stimmte ein Lied an, welches Daniel diesmal vor innerer Bewegung nur mit leisen, zitternden Tönen begleitete. Dann sprach der Steiger das Gebet und Daniel fühlte still erquickt, wie der Versucher von ihm wich und der versöhnte gute Geist durch die geöffnete Herzensthür wieder einzog; er betete, wie vorhin Margarethe, inbrünstig mit. Die Blenden wurden jetzt mit Licht versehen, und Daniel stand bereits mit einem Fuße auf der Fahrt, als ihn Herr Martin ansprach, nach Gretens Zustand fragte und dem wehmütig lächelnden Gevatter zu vermerken gab, daß er recht blaß und hinfällig aus-

sehe. Er wisse wohl, wo ihn der Schuh drücke, und wolle noch heute seinetwegen mit dem Herrn Bergmeister sprechen. Daniel solle nur seinerseits nach wie vor rechtschaffen auf Gott bauen, der ja die Haare zähle auf unserem Haupte, und ohne dessen Willen kein Vöglein vom Dache falle; er solle zudem unten vor Ort auf seiner Hut sein, weil sich dort eine Wand im Hangenden zu ziehen scheine, und nach der Schicht das Brot dort von der Kiste mit sich nehmen; es sei ihm zugedacht. Daniel äußerte zuvörderst den eifrigsten Dank für Herrn Martins gute Absicht, nannte ihn einen heilsamen Tröster, bemerkte ferner, er stehe ja, die Wand anbelangend, in Gottes Hand, und werde sich, falls sie eingehe, wohl auch von dort aus in den Himmel finden, worauf er dann, von dem „Glückauf!“ des Obersteigers begleitet, die schwierige, senkrecht abfallende Bahn verfolgte. —

Nie war dem Daniel sein Berufsweg so schwer geworden. Es lag ihm wie Blei in den Füßen, die Sprossen schienen kein Ende nehmen zu wollen, und als er endlich die unterste Strecke betreten und sein Ort fast erreicht hatte, fand er es hell erleuchtet und belegt. Daniel stutzte, staunte, ihn schauerte wieder, wie vorhin am Hochgericht, denn das Knäpplein, welches hier in sein Amt griff, fand schwerlich in irgend einer befahrenen Grube des Erzgebirges seines gleichen. Es war nicht länger als ein Mädchenarm, wie Mädchen zart geformt, und stattlich wie ein Vornehmer des Bergamtes am Ehrentag angethan. Der sächsische Rautenkranz prangte in Gold gestickt auf der hellgrünen Schachtmütze. Das Fahrkäppchen, zierlich mit Spitzen berändert, flatterte lustig um den Nacken, ein nettes Bergleder von glänzendem Saffian und der kohlschwarze Kniebügel erhob die Weiße des silbergewickelten Strumpfes; selbst Schlägel und Eisen, die der Regsame trotz seiner Niedlichkeit wie Federspulen handhabte, glichen hellpoliertem Stahl, und der Urgranit sprühte bei jedem Schlag des Fäustels helle Funken. Zu alledem verbreitete das Feuer der krystallenen Leuchte ein so feines, ätherisches Licht, daß Daniel auch den kleinsten Bestandteil seines Putzes gar deutlich unterscheiden konnte. — Das ist der Berggeist! sagt er zu sich selbst, und will sich fortschleichen, um seine Mitgesellen herbei zu holen; aber der Schreck hält ihn fest, und ein schneidender Windstoß bläst sein Grubenlicht aus. Ihm steigt das Haar zu Berge, er sinkt erblassend an die Felswand. Das Zwerglein arbeitet mit hastigem Eifer, und der taube Gang beginnt zu flimmern. Daniel sieht ihm unverrückt zu, lebt

bei dem Anblick des unerhofften, reichen Anbruchs neu auf, gedenkt der Vorteile, die er ihm einbringen wird, und spricht sich Mut zu. Bist du nicht auf deinem Berufswege? nicht ein getaufter Christ? ein Bußfertiger obendrein? So fahre denn in Gottes Namen vor dein Ort und nimm die heiligen Engel zu Begleitern.

Gesagt, gethan. Er nahte sich mit raschen Schritten; „Glückauf!“ sprach er kleinlaut, der Nachsatz erstarb ihm auf der Zunge, denn plötzlich ward das schmucke Männchen zu einem schwefelblauen* Irrwisch, der ihn drei mal hüpfend umkreiste und in dem nahen, uralten Abteufen verschwand. Als Gegengruß auf Daniels Glückauf erscholl zudem ein lautes Hohngelächter, das aus den nächtlichen Fernen der Tiefe gellend widertönte.

„Fahr' in die Hölle!“ brummte Daniel und bereitete sich nach manchem Fehlschlag frisches Feuer. Er sah empor und wagte kaum seinen Augen zu trauen. Der arme Gang glänzte jetzt wie des Moguls Thron. Die Gangart strotzte von edlem Geschicke. Hier lag ein Klumpen weißgiltiges Erz, dort eine rotgiltige Druse von der seltensten Form; aus der Kluft über ihm wand sich ein fußlanger Haarbusch gewachsenen Silbers um Riesenkrystalle, des Netz- und Zahnförmigen, des Glas- und Hornerzes, das wie ein Steinregen den Boden bedeckte, nicht zu gedenken.

Daniel lachte und weinte, auf Händen und Füßen wandelnd, bunt durcheinander. Er glaubte zu träumen, er zupfte sich deshalb an der Nase; er sah Margarethens Sternlese verwirklicht, er jubelte laut und hatte eben die weit verstreuten Massen des überschwenglichen Bergsegens zusammengetragen, als ihm der schmerzliche Gedanke kam, daß ihm kein Staubkorn dieses Reichtums angehöre.

Dieses Abgängelchen nur! flehte Daniel mit bittenden, nach der Oberwelt gewandten Blicken, und verbarg ein mehr als handgroßes Stück gediegenen Silbers in dem Bausche des Kittels, denn die Schritte des nahenden, zu Recht sehenden Untersteigers ließen sich zu seinem Ärger vernehmen. Steiger Hildebrand war, ein Gegenstück des wackeren Martin, der Schrecken der Knappen und dem Daniel um so unholder, da ihn dieser seiner Armut wegen unbeschenkt lassen mußte, und die keusche Margarethe sich zum öftern gewisser Ansprüche erwehrt hatte, die Hildebrand zu den herkömmlichen Steigerrechten zählte.

*) Vgl. II, 30, 31. 50.

Was er nun sagen wird? dachte Daniel, ächzte, als jener näher kam, als ob er sich übernommen habe, und rechnete mindestens nach einem solchen Anbruch auf die Gewährung des Feierabends. Hildebrand sprach dagegen nach seiner Weise von leeren Schläuchen und faulen Bänchen, leuchtete hin, leuchtete her, verwünschte die Blende, den Glimmer und Mißpickel, für den er die reiche Bescherung ansah, und ging endlich wie ein Brummbär seines Weges. — Daniel sah ihm lauschend nach. Ist's möglich? rief er dann und warf das Fäustel weit hinweg; ist Steiger Hildebrand ein Narr oder mit Blindheit geschlagen? Oder denkt wohl gar das Grubenzwerglein mir ganz allein den reichen Anbruch zu? — Dir ganz allein! beteuerte er sich: ja, der ist dir beschert! fuhr er fort, verbarg die köstlichen Brocken in der nahen Kluft, bewahrte den vorhin beseitigten Silberklumpen im Kittel und strebte nun aus Leibeskräften diesem schnell gesegneten Gange noch ein Erkleckliches abzugewinnen, aber dieser war jetzt so taub als vorher, und nur der Glimmer und die Blende, deren Hildebrand vorhin gedachte, häufte sich zu seinen Füßen. Als endlich das Zeichen des Feierabends von oben herabscholl, fuhr Daniel auf Windes Flügeln aus, griff hastig nach dem Brot, das ihm der väterliche Martin geschenkt hatte, und stahl sich fort. Aber die Nachwehen des Schrecks und der Freude, der Anstrengung und der Eile drückten den Nüchternen am Abhang des Hügels zu Boden. Er schmiegte sich erschöpft zwischen die dichten Gebüsche und sank nach wenigen Minuten in einen totengleichen Schlaf. —

Es war finstere Nacht, als der kühle Tau und ein nagender Heißhunger den Schläfer weckte. Daniel sprang betroffen auf, verwünschte seine Schlafsucht und eilte heimwärts. Der Silberklumpen schlug ihm bei jedem Schritt an den hohlen Leib, aber der Fund dieses Kleinods verscheuchte die Bekümmerniß über den Gram, in den sein Ausbleiben Margarethen gestürzt haben mußte, und hinwiederum ward die Wonne dieses Besitzes von den Vorwürfen des Gewissens verkümmert, das ihn einen Silberdieb schalt und mit Hartnäckigkeit auf der getreulichen Anzeige des Vorfalls und der Ausbeute bestand.

Daß ich ein Narr wäre! murmelte Daniel, dem Peiniger trotzend, und vernahm jetzt den Glockenschlag der Mitternachtsstunde, die von dem Turme der Heimat herübertönte. Der Gewitterwind schlug die Äste des wilden Gestrüppes gegen das Gemäuer des Hochgerichts. Die Kette des stark bewegten Jonas

klirrte, er erschien ihm, von dem rötlichen Blitze beleuchtet, wie ein fliegender Bote des Abgrunds. Die drei Säulen wurden zu riesenhaften Leichnamen, jetzt klopfte es plötzlich an die moosbedeckte Thüre, sie that sich auf und ihre Angeln wimmerten.

Daniel wollte seine Seele dem Herrn befehlen, aber das Wort erstarb auf den Lippen — Zurück! rief sein Gewissen: noch ist es Zeit! — Wecke den Obersteiger und stelle ihm das veruntreute Gut zu!

Morgenden Tages! gelobte sich Daniel, ja, morgenden Tages! rief er, von dem Entschlusse gestärkt; jetzt aber geht die verlassene Frau vor, sie ist des Todes, wenn ich noch länger zögere. — Mit dem Tage aber wuchs ihm der Mut, verschwand die Angst, und er sah in dem Klopfen und der wimmernden Thüre nur die natürlichen Wirkungen des Gewittersturms. —

Allerdings lag Margarethe verschmachtend und verzagend daheim und hatte nichts Gewisseres, als daß er auf der Grube verunglückt oder von den herumschweifenden Kroaten als Spion ergriffen und fortgeschleppt worden sei. Ihr Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Da trat der heiß Ersehnte leise und bleich, aber lächelnd ein und entgegnete auf Margarathens kaum vernehmbare Klagen und Vorwürfe: „Sei ruhig, Herzensweib! Dein Traum geht aus, die Sterne fielen vom Himmel und wurden zu Goldstücken, und der gute Geist, der sie ausprägte, hielt mich zurück. Für's erste sendet er dir und Christinen Brot und heißt mich nun für ein paar Stunden wieder abseits gehen, um noch gesegneter zurückzukommen.“ Die Kranke lächelte süß, aber zweifelhaft. „Wie?“ lispelte sie, „Gott hat mich erhört?“ Und eine Frage folgte nun der andern. Daniel aber beschwichtigte sie durch die Versicherung, daß er Eile habe und nach der Rückkunft alles haarklein beantworten wolle. Da sank Margarethe auf das Stroh zurück und lobte Gott, und der Engel des Schlafs überschattete sie.

Der Vater des unglücklichen Jonas lebte noch, war Daniels Nachbar und sein Pate.

„Herr Pate,“ sagte dieser, früh am Morgen bei ihm eintretend, „ich spreche euch um einen Liebesdienst an. Gott hat mir in der Stadt einen Freund erweckt, der aber nicht genannt sein will, und der beschied mich heute dahin. Mein Sonntagskittel steht seit Gretens Niederkunft bei dem Zöllner verpfändet, und in diesem kann ich mich, wie ihr begreifen werdet, vor den Städtern nicht

sehen lassen. Wollt ihr mir nicht für wenige Stunden ein leidliches Wams leihen?"

„Wo denkt ihr hin, Daniel?" erwiederte der alte Jonas: „mich haben Scham und Gram aufgezehrt, ihr würdet mir selbst mein geräumigstes aussprengen."

„Seid nicht ungehalten, Herr Vetter!" fiel dieser ein, „es galt nur die Anfrage. Ich nahm da neulich in einem Winkel eurer Kammer ein gar stattliches wahr, das unvergleichlich passen würde."

Der alte Jonas blickte abwärts, seufzte laut und sagte dann mit halber Stimme: — „Wißt ihr wohl, wem es gehörte?"

„Gott sei ihm gnädig," entgegnete Daniel, „wir sind allzumal Sünder, und mich soll fürwahr keine Scham deshalb anfechten! O leiht es mir!"

„Nehmt es nur hin, ich schenke es euch! Ist aber das Geschäft verrichtet, so vertauscht ihr das Wams in der Stadt gegen irgend ein anderes, damit es mir aus den Augen komme."

Daniel gab dem Herrn Paten voll Dankbarkeit die Hand darauf, warf sich dann, nicht ohne schmerzliche Regungen, in des armen Sünders einstmaliges Feierkleid und eilte der Stadt zu.

Es hauste dort ein steinalter Wucherer, der gewöhnlich den Kriegsheeren nachzog und den beutereichen Soldaten nach jeder Plünderung die goldenen Ketten, die silbernen Kirchengeräte, die Tressen und Kleinodien feil machte und um ein Spottgeld an sich brachte. Er spielte nebenbei aus der Tasche, sagte wahr, lieh auf Pfänder, drehte Wunderpillen, falsche Würfel, diente als Kundschafter und kuppelte. Daniel hatte den Tausendkünstler, als dieser eines Abends, von den Kroaten verfolgt, ohnfern des Irrwisches auf ihn traf, als einen Verirrten zurechtgewiesen und ihn auf Verlangen bis an seine Wohnung, nach der Stadt begleitet. Jetzt schlich er durch die Gärten nach dem abgelegenen Hause hin und klopfte an die verschlossene Pforte.

Der alte Christlieb kam herbei, besah sich zuvörderst durch ein Astloch der Hausthür den frühzeitigen, unbekannten Gast, fragte, wer er sei, was er bringe und weshalb man ihn schon mit Sonnenaufgang überlaufe?

Daniel entgegnete leise und verstohlen, mit dem Hut in der Hand, er sei ein Zinngießer aus dem und dem Grenzstädtchen, welches die böhmischen Reiter bei ihrem Durchzuge bekanntlich angesteckt hätten. Auch seine Wohnung liege in Asche, die Flamme

habe sein wohlverwahrt geglaubtes Silberwerk in einen Klumpen geschmolzen, und da ihm Geld zum Baue fehle, so suche er einen Käufer zu diesem. Damit hielt Daniel die glänzendste Ecke seines gediegenen Silbers vor das Astloch, aus welchem die Frage kam. Den Alten gelüstete nach solcher Waare, das demütige, schüchterne Wesen des vorgeblichen Zinngießers bezeichnete sie als ungerechtes Gut und verriet das böse Gewissen des Besitzers. Er ließ ihn hereintreten, schob sorgfältig die Riegel wieder vor, suchte die Waagen und Probiersteine herbei und vermerkte als Praktikus bei dem ersten Blick, daß er den Segen des Bergbaues vor sich habe.

Daniel, welcher kleinmütig im Hintergrunde weilte, bebte das Herz während dieser Besichtigung; er zitterte, er hob, nicht ohne Anstrengung, die Augen auf und fuhr mit Entsetzen zurück, als diese in den Spiegel fielen, denn der gehangene Vetter erschien ihm in diesem. Sein Aussehen, seine Blässe, die Verstörung seines Gemütes und das Wams des Gerichteten veranlaßten diese erschütternde Täuschung. Der Alte, dem so leicht keine Regung des Nächsten entging, sah plötzlich auf, fragte, was ihm begegne, und ob er etwa zu Krämpfen geneigt sei?

„Allerdings!" versicherte Daniel, der Ausrede froh, „es ist mir seit dem Feuerschreck ein fortwährendes Zittern und Zucken in den Gliedern verblieben."

„Das muß hinaus!" fiel jener ein, öffnete seinen Arzneikasten und drang ihm ein Arkanum auf, mit welchem Christlieb die zahlreiche von demselben Übel befallene Bürgerschaft einer geplünderten Reichsstadt in wenigen Tagen hergestellt zu haben versicherte. Dann kehrte er von neuem zu dem Mammon zurück, stach und schabte, wog und strich, gab ihn plötzlich dem Daniel zurück und sagte: „Es ist nicht christlich, Meister, daß ihr mir euer zerlaufenes Zinn für Silber verkaufen wollt. Geht, geht, gebraucht mein Nervenöl nach der Vorschrift und lauft nach jedesmaligem Gebrauch so weit euch eure Füße tragen, es drückt sonst dem Patienten leichtlich das Herz ab."

Daniel stand erstaunt, vermaß sich hoch, daß diese Masse vom feinsten Korne sei, der Alte beteuerte dagegen, daß er schon früher als ehegestern Schwarz und Weiß zu unterscheiden gelernt habe, und bot ihm endlich nach langwierigem Hader fünf Gulden dafür. Jener entsetzte sich vor dem betrüglichen Spottgebote, die freche Habsucht des Wucherers empörte ihn, die Demut sprang urplötzlich in ihr Gegenteil über und seine Fäuste ballten sich.

„Euer Zufall kehrt, wie ich sehe, zurück!“ sagte Christlieb mit weicher Freundlichkeit, „und das bekümmert mich, lieber Meister; denn ein so schreckhafter Mensch ist gleichsam sein eigener Totschläger. Will ich euch etwa den Bettel da abdrücken? Will ich euch mit glatten Worten beschwatzen oder listiger Weise bevorteilen? Ei, da sei Gott für! Du sollst nicht begehren! sagt das neunte Gebot, und mein Katechismus ist mir lieber als alle Schätze des Morgenlandes. Dies vorgebliche Silber bleibt euer Eigentum, und, wie zu hoffen steht, ein gar wohl erworbenes?“

Daniel veränderte die Farbe und stotterte: „Gar wohl erworben ist das Stück, doch weil die Not mich drückt, so nehmt es für zehn Gulden hin!“

„Fünf Gulden!“ unterbrach ihn Christlieb, „und da mag dies Fläschlein mit dem Nervenöl drein gehen, das Leib und Seele ruhig macht.“

„Zehn Gulden! sage ich.“

„Fünf Gulden!“ wiederholte jener im Takte des eisernen Gleichmutes und spielte hörbar mit den klingenden Münzen im Sacke. Daniel beteuerte dagegen, Neun sei das letzte Gebot, und warnte den Gauner, arme Leute nicht zu drücken, und zu bedenken, daß ein Gott im Himmel walte, worauf sich dann Christlieb hastig ereiferte und des Wardeins gedachte, zu dem er ihn führen und dessen Ausspruche er sich unterwerfen wolle.

Daniel sah sich jetzt in gefangener Hand; er dachte an die harrende Frau, an den Drang seiner Lage, an die nahende Arbeitsstunde, an die Entdeckung und ihre Folgen, und strich die kahlen fünf Gulden grollend ein. — „Meister,“ rief ihm der Jude nach, „falls euch der Himmel wieder, da Gott für sei! heut oder morgen mit Feuer heimsuchet, so gönnt mir den Vorkauf!“

Jetzt rauchte Daniels Schornstein wieder; die alte Anne, eines Zimmerlings Witwe, die den Leuten zur Hand ging, hatte sich nach Empfang ihrer Rückstände bewegen lassen, der Kranken und ihren Kindern wie ehedem beizustehen. Eben kochte sie einen stärkenden Trank für Margarethen und ein wenig Fleisch für den Hausherrn, der um diese Stunde von der Grube zurückkommen mußte und sich nach der heutigen Angst und dem gestrigen Fasttage auch einmal gütlich zu thun gedachte.

Als nämlich Daniel aus der Stadt heimkehrte, fand er Margarethen noch in den Armen des Schlafs; sie war seit der Zeit seines Abgangs am Morgen nicht erwacht. Er lockte nun, wie

schon erwähnt, die ausgebliebene Wärterin mit Hilfe seiner Gulden und guter Worte wieder herbei, deckte einige schreiende Schulden, bestellte die Küche, küßte die Zwillinge, verhieß dem schmachtenden Christinchen ein köstliches Milchmuß und eilte nach dem Irrwisch, um seinem Berufe zu genügen.

Der Tag war wunderschön und windstille; Vetter Jonas regte sich nicht. Daniel vermied es ihn anzusehen, er suchte die Grillen des Bewußtseins im Werden zu ersticken, und versicherte sich, daß er im Vergleich mit dem Krämer Bonifaz und dem Tausendkünstler Christlieb noch immer ein exemplarischer Mann sei. Wie wird sich Grete nach dem Erwachen freuen, fuhr er fort, um dieser Verblendung zu schmeicheln, wenn ihr die langentbehrte Wärterin zur Seite sitzt, das arme Christinchen die genossenen Speisen lobt, und unsere Zwillinge nicht länger mit den hungrigen Raben um die Wette schreien!

Das Gebet war diesmal schon zu Ende, als Daniel in das Huthaus trat; er entschuldigte die Verspätung mit seinem Hauskreuze und wollte eben die Fahrt besteigen, als ihn der Steiger Martin am Arme ergriff und abseits führte.

Daniel, sprach er mit einem Blick und einem Tone, der den Schuldigen im Innersten traf, ich frage euch vor Gott und auf euer Gewissen, ob ihr mir nichts zu melden habt!

„Daß ich nicht wüßte,“ murmelte dieser, „nichts in der Welt, gestrenger Obersteiger, als ein „Gott es lohn!“ von meiner Frau für das wohlschmeckende Brot. Gewiß, ihr habt das beste weit und breit!“

„Und im Laufe eurer letzten Schicht fiel nichts Bemerkenswertes vor?“

„Wie meint ihr das?“

„Ihr saht und fandet nichts?“

„Ich, Steiger?“

„Ihr, Häuer!“

„Gesehen habe ich allerdings gar wunderbare Dinge, doch als ich ausfuhr, waret ihr im Pochwerke, und mich trieb es heim. Euch, Vater Martin, darf man dergleichen Sachen wohl vertrauen, doch euch allein! Käme es den Knappen zu Ohren, sie fürchteten sich wohl und würden lässig und neidisch, und das thut nicht gut. Genug, ich sah den Berggeist, Herr Gevatter!“

„Den Teufel!“ rief der ungläubige Obersteiger, „und der facht euch an, wie es scheint, ich frage nach Erzen, Daniel!“

„Gott bescheer uns die! Aber der Glimmer und die Blende setzen noch fort, der Steiger Hildebrand wird das bezeugen.“

„Ich aber zeuge gegen euch. Vor Eurem Ort fand sich diese Glaserzstufe, dies Bäumlein gewachsenen Silbers und vielhaltiges Gestein umhergestreut!“

„So hat wohl Schönemann, der mich ablöste, einen Anbruch gemacht?“

„Daniel, besinnt euch wohl! Ihr taugt zum Lügner nicht und würdet im ersten Verhör zu Schande. Denkt an den Frohn, an die Ketten und Banden, und an das arme, unschuldige, liebende Weib daheim.“

Martins beredsame Augen blitzten bei diesen Worten wie der Blick des Gerichtsengels, sie entwaffneten den Trotz des Schuldigen. Er sank vernichtet auf die Knie, er beichtete, er beschwor den schwer beleidigten Gönner, ihn um Margarethens willen vor den Folgen der Verheimlichung zu schützen. Not ehre kein Gebot, und ihn habe augenscheinlich der leibhafte Satan geblendet. Wolle Herr Martin gefälligst mit ihm nach seinem Orte fahren, so werde er ihm den reichen, in einer Kluft geborgenen Fund bis auf das kleinste Stückchen überantworten und den Betrag des entwendeten Stückes nach und nach bei Heller und Pfennig vergüten.

In dem Herzen des Obersteigers regte sich, trotz dem Jähzorne, der ihn oft genug meisterte, die milde Vergebungslust. Wohl kannte er die furchtbare Gewalt des Hungers und des Elends, wohl ließ sich fürchten, daß Margarethe den Sündenfall ihres Mannes nicht überleben werde, ja er durfte kecklich voraussetzen, daß der Himmel selbst sich des verirrten Schafes erbarmen dürfte, aber zu Daniels Unglück machte diesen der Inhalt seiner Geständnisse als einen schlauen, die Geisterwelt zur Ungebühr in sein böses Spiel ziehenden Heuchler verdächtig. Der kluge Martin war, zur seltenen Ausnahme, von den Wahnbegriffen seiner Zeit frei und ein geschworener Feind alles Aberglaubens; er sah in der Rolle, welche jener dem Zwerggespenste zuteilte, nur ein erdichtetes Gaukelspiel, sah in dem Fehlgetretenen, auf den er bisher große Stücke hielt, einen geschmeidigen Lügner, der schon entlarvt die Larve noch festhalte, kurz, den besonnenen Verbrecher.

„Wir fahren selbander!“ sagte Martin mit barschem Tone und nahm das Grubenlicht vom Haken. „Gott genade dir,“ setzte er losbrechend hinzu, „wenn dein Zwerg etwa indes die Kluft

verschlossen oder das Erz verschleppt hat. Dann wirst du deines Vetters Nachbar, so wahr ich ehrlich bin!" Daniel erwog auf dem Wege das Gewicht dieser Worte, welche zentnerschwer auf sein Herz fielen. „Und wenn der Kobold nun indes das Erz in taubes Gerölle verwandelte," sagte er zu sich selbst, „denn die Geister sind schadenfroh! Oder wenn er die Kluft verschloß, oder der boshafte Untersteiger den Schatz entdeckte und davontrug, — o großer Gott, dann soll ich hängen, so wahr er ehrlich ist, und wie ich ihn kenne, würde Martin mir eher zehnmal den Hals, als einmal sein Gelübde brechen!"

„Warum zögert ihr?" schalt der Steiger, als Daniel Atem schöpfend auf der senkrechten Fahrt weilte; „vertritt euch etwa der geputzte Kobold den Weg? Wohl jedem, der mit einem guten Gewissen über dem Abgrund hängt!"

„Wohl! wohl!" stammelte Daniel; Schwindel ergriff ihn, seine Hände umklammerten krampfhaft die Sprossen. „Mir ist so seltsam!" fuhr er fort und bat um Geduld, aber Martin sah in dieser Äußerung nur die Furcht vor dem Strafgericht und den Behelf, um neue Winkelzüge zu ersinnen.

„Wenn ihr nicht fahren könnt," sagte er, „so ruf ich den Karrenläufern, die mögen euch zum Treibeschachte hintragen und in die Tonne setzen. Gesund oder krank, lebendig oder tot, ihr müßt vor Ort."

Da ermannte sich Daniel, verfolgte seinen Weg zwischen Hoffnung und Zweifel und wünschte, als ihn dieser von neuem anfocht, daß er fahrtlos werden und in die Tiefe stürzen möchte. — Jetzt waren sie am Ziel.

Martin hatte das Ort für heute absichtlich unbelegt gelassen. Die tiefe Grabesstille, welche in dem öden, unheimlichen Winkel waltete, ward nur von Zeit zu Zeit durch den Fall der Tropfen unterbrochen, die von der feuchten Felswand auf das stehende Wasser des alten Abteufens hinabfielen, in welchem Daniel am Ende der gestrigen Erscheinung den Irrwisch verschwinden sah. —

„Hier ist die Kluft," sprach er, von Angst bedrängt, „beliebt es euch auf diesen Aussprung zu steigen, so könnt ihr bequem hineinschauen und den ganzen Ertrag der Ausbeute übersehen und ergreifen."

Martin blickte ihm scharf ins Gesicht, stieg rasch hinauf, leuchtete in das Versteck, zog einen Haufen tauben Gesteins daraus hervor,

fand aber nicht ein Krümlein des verheißenen edlen Geschickes. In seinem Zorne furchtbar und unbändig, sprang er tobend von dem Felsstücke herab, gab das Notzeichen, um die Bergknappen dieser Strecke zu versammeln, und faßte Danielen bei der Brust. Der Arme war dem Hinsinken nahe; vergebens beschwor er bei Gott und dem heiligen Sakramente die Wahrheit seiner Aussage, vergebens umfing er die Kniee des Obersteigers, der jenes Zeichen nur um so stürmischer wiederholte. Da fuhr der böse Geist in den Verzweifelnden, welcher sich bereits dem Hohn der Mitgesellen preisgegeben, sein Weib und seine Kinder verloren und in Martins plötzlichem Untergange das einzige Befreiungsmittel von der Schmach und dem Halsgericht sah. Er sprang empor: „ihr oder ich!" rief er schäumend, warf sich, einem Wahnsinnigen gleich, über Martin her und drängte ihn nach dem Abteufen zu. Martin begriff mit Entsetzen, daß er der Vertilgung geweiht sei; er rang mit Riesenkräften für sein Leben und hatte den Mordlustigen bereits niedergewürgt, als dieser ihn, aufstrebend, aus dem Gleichgewicht hob und er rettungslos über den Rand des Schachtes taumelte. Da packte Martin im Fallen Daniels Arm; vergebens sträubte sich der Erfaßte, laut aufschreiend, die Kraft des Stärkeren riß ihn nach der Tiefe — und aus der Tiefe scholl das gellende Hohngelächter von gestern. –

Jetzt kamen die Bergleute, zu sehen, was sich begeben habe, fanden die beiden mit Feuer versorgten Leuchten am Boden, die Strecke mit altem Gerölle bedeckt, vernahmen den Widerhall jenes Gelächters, glaubten bereits, daß sie, wie schon öfter geschehen, der Kobold foppe, und äußerten unter sich teils ihr Grauen, teils frohe Hoffnungen auf reiche Anbrüche, die er in der Regel durch irgend einen Spuk zu verkündigen pflegte.

Horch! rief der eine, des Obersteigers wohlbekannte Stimme tönte herzhaft und befehlend aus der Gegend des Abteufens. „Schafft Seile!" rief der Unsichtbare, „ich hänge bei fünf Lachter tief auf einem Sumpf verfaulter Zimmerung, die gleich zerfallen wird." Der mitgenommene Haspelknecht trug eben ein solches auf der Schulter. Martin verfügte auf seinem verlorenen Posten mit Einsicht und Nachdruck über die Anwendung der Maßregeln, und stand zufolge ihrer glücklichen Vollziehung nach wenigen Minuten, zwar hie und da verletzt, doch übrigens frisch und wohlbehalten vor den staunenden Knappen. Eben fragten sie einstimmig nach seinem Befinden, und wie ihm dieser Unfall habe begegnen können, und ob

das auch mit rechten Dingen zugegangen sei, als die Wand, vor deren Falle Martin gestern gewarnt hatte, mit einem erschütternden Getöse in das Abteufen niederstürzte und das Grab des Unglücklichen auf ewig versiegelte. Die Knappen flüchteten unter schützendes Mauerwerk, der Steiger folgte ihnen, erließ dort seinen Helfern die kaum begonnene Schicht und ermahnte sie, ein stilles und andächtiges „Vater unser" für den armen, verunglückten Daniel zu beten, der, fehlgetreten, in das Abteufen gestürzt sei und ihn, als er die Hand nach dem Fallenden ausstreckte, in der Todesangst mit hinabgerissen habe. —

Die alte Anne sah indes daheim von Zeit zu Zeit nach der Schläferin und rückte unmutig die fertige, dem Hausvater zugedachte Speise bald von dem Feuer ab, bald wieder auf die heiße Stätte, aber noch immer ließ sich kein Daniel blicken, und Margarethe regte sich nicht. — Statt des erwarteten Hauswirtes schlich Meister Martin jetzt herein; die Wärterin winkte ihm, leise aufzutreten. „Mir wird ganz bange," sagte sie, „die Kranke liegt bereits seit Tages Anbruch in tiefem Schlafe. Vor etwa zwei Stunden schrie sie plötzlich laut und kläglich auf und entfärbte sich ganz." — „Vor zwei Stunden?" fragte Martin ergriffen und seufzte. Dann neigte er sich zu dem Strohlager der Schläferin, sah ihr ins Angesicht, faßte die kühle Hand und sprach, im Innersten bewegt: „Wohl ihr! So schläft sie bis zum jüngsten Tage." —

Die alte Anne schrie laut auf, der Obersteiger aber nahm das arme, gelähmte Christinchen auf den Arm und sagte zu der Wärterin: „Bringt mir die Zwillinge nach, ich will fortan ihr Vater sein!" —

41.

Der Goldbrunnen auf dem Fichtelberge bei Wiesenthal.

Abraham Munsch, ein alter frommer Hutmann in Wiesenthal, traf einst oben auf dem Fichtelberge einen überaus schönen Brunnen, dessen Grund und Boden wie lauter Goldflammen leuchteten. Da er sich niedergesetzt hatte und diesen schönen Goldquell betrachtete, sah er auf der einen Seite desselben ein schönes buntes Vöglein, auf der andern aber einen Mönch mit einem

offenen Buche sitzen. Darüber erschrocken lief der Hutmann davon und hat seit der Zeit den Brunnen nie wieder gefunden.

42.

Einst lebte in Geyer ein armer Häuer Namens Hans Geißler, der war blutarm und hatte ein schwangeres Weib und viele Kinder. Am größten war aber seine Not am Sylvesterabend, als die Niederkunft seines Weibes auf wenige Stunden nahe war und er weder eine warme Stube noch sonst eine Erquickung, ja nicht einmal eine Wehmutter für sie hatte. Er eilte hinaus, eine erfahrene Muhme zu holen, verirrte sich aber bei dem gräßlichen Schneegestöber vom Wege und kam, durch tiefe Wehen sich mühsam hindurcharbeitend, zuletzt an die Felsenschichten des Greifensteins. Er erschrak und wollte umkehren, als der Berggeist ihm erschien und mit freundlichem Blick ihn also anredete: „Eile, glücklicher Vater! Gott hat dein Weib mit drei holden Knäblein gesegnet! Wenn du nicht dawider bist, will ich dein Gevatter sein!“ Da verließ Hansen die Furcht und er antwortete: „In Gottes Namen magst du mein Gevatter sein, aber wie thue ich dir die Stunde der Taufweihe kund?“ Wie nun der Berggeist lächelnd sagte, daß er ohnedem kommen werde zur rechten Zeit, da verließ sich Hans darauf und eilte heim. Sein Weib hatte ihm drei holde Knäblein geschenkt. Am andern Tage, als alles zur Taufe bereit war, da ließ auch der Gevattersmann vom Greifenstein nicht auf sich warten. Er erschien in Häuerkleidung und übte das fromme Werk mit inniger Andacht; und als die fromme Handlung vorüber war, da schenkte er Hansen einen Schlägel und ein Eisen und sprach: „Lieber Gevatter, bete und arbeite! Wo du mit diesem Gezäh einschlägst, da wirst du reiche Ausbeute finden, und dann denke allemal an Gott und deinen Gevattersmann!“ Darauf verschwand er, seine Worte aber trafen ein, Hans ward ein reicher Mann und soll die „Siebenhöfe“ bei Geyer gebaut haben.

43.

Das himmlische Heer bei Annaberg.

Einst lebte in der Gegend des heutigen Annaberges ein armer Bergmann, der reich mit Kindern, aber wenig mit zeitlichen Gütern

gesegnet war und sich, weil seine Frau schwer erkrankt war, in großer Not befand, zumal da die Grube am südlichen Abhange des Bielberges, wo er arbeitete, unergiebig war. Wie er nun mit seinem Gevatter, dem Steiger, lange vergeblich gearbeitet hatte, fiel auf einmal ein Teil des Gesteins von selbst herab, und sie sahen einen mächtigen Gang reichen Erzes vor sich, eine Stimme aber rief: „Daniel!" (so hieß er nämlich) „ich bin der Fürst der Berge; was du in diesem Schachte gewinnst, ist dein, ich schenke es dir!" jener aber sprach: „ich kann es nicht annehmen, denn es gehört den Gewerken." Als nun der Berggeist ihn noch mehrmals aufgefordert hatte, das Gefundene zu nehmen und an seine Frau und Kinder zu denken, er aber sich immer weigerte, verschwand auf einmal der ganze Erzgang wieder. Er ging traurig nach Hause, als er aber dort ankam, kam ihm seine Frau völlig gesund entgegen und sagte: „es sei ein fremder Bergmann dagewesen, habe ihr Brod, Fleisch und Wein für ihre Kinder gebracht und sie aus einem kleinen Fläschchen trinken lassen, und seitdem seien alle ihre Schmerzen verschwunden; jener aber habe gesagt, ihre Noth werde bald aufhören, das lasse ihr der Fürst der Finsterniß sagen." In der Nacht träumte aber der fromme Bergmann, der Berggeist stehe vor ihm und sage ihm, zum Lohn für seine Redlichkeit wolle er ihn glücklich machen, er solle früh auf den Schreckenberg gehen, dort werde er Feuer vom Himmel fallen sehen, und an dieser Stelle solle er einschlagen. Wie er des nächsten Morgens aufwachte, ging er in den Wald; plötzlich fuhr aus heiterem Himmel ein Blitz in eine hohe Fichte, und als Daniel mit der bergmännischen Rute an den Wurzeln des Baumes einschlug, da entdeckte er beim Nachgraben einen reichen Silbergang, diesen mutete er und sein Gevatter Steiger, und beide wurden schnell reich, die Grube aber nannte man „das himmlische Heer."

44.

Das Männchen in der Grube zu Johanngeorgenstadt.

Am 7. August des Jahres 1719 arbeitete in dem Bergwerke „Zur treuen Freundschaft" vor Ort der Häuer Johann Christoph Schlott, und da man zu Mittag auspocht, hört er gegen den Schacht noch jemanden husten, meint daher, es werde der Steiger

vor Ort fahren, solches in Augenschein zu nehmen. Nachdem sich aber gleichwohl niemand einstellt, will er auch ausfahren, und als er sich kaum umgewendet, nimmt er wahr, wie ihm jemand vom Schachte her mit brennendem Grubenlichte entgegenkommt, welches Schlotten in seinem vorigen Wahne, daß es der Steiger sei, bestärkt. Doch da sie endlich beide auf der Strecke zusammenstoßen, nimmt jener wahr, daß es ein sehr kleiner Mann in einem braunen Kittel ist, der eben, indem er an Schlotten vorbeifährt, sein Grubenlicht aus Gestein hängt, das auch alsogleich hängen bleibt, und auch seine Tasche ablegt und fragt: „Ist schon Schicht?“ Denn die Bergleute fuhren an diesem Tage wegen der Beerdigung des Hammerwerksbesitzers Fischer eine Stunde früher aus. Über solche Anrede überfällt Schlotten ein Schauer, er eilt davon, trifft aber keinen Arbeiter mehr in der Grube an. Er erzählt darauf diese Begebenheit dem Steiger, der zwar anfangs Schlotten auslacht, sich aber endlich doch den Ort zeigen läßt, woran das Männchen sein Grubenlicht gehangen. Weil man nun daselbst ein Klüftlein wahrnimmt, wird ein Schuß gebohrt, welcher eine reiche Erzader bloßlegt.

45.

Der gespenstige Bergmann bei Rittersgrün und Scheibenberg.

Zwischen Rittersgrün und Böhle ist ein Fels, in dessen Nähe sich ein Gespenst in der Gestalt eines Bergmanns sehen und hören läßt. Oben auf dem Kopfe hat es ein brennendes Grubenlicht und erschreckt die Leute in der Nacht, und hat schon viele in den Bach geworfen.

Ebenso hat sich hinter dem Scheibenberge oft ein Gespenst sehen lassen, als Bergmann gekleidet, welches den Maurern, die daselbst Sand siebten, plötzlich auf den Hals kam. Andere hat es hinter dem Berge an eine eiserne Thüre geführt, als zum Eingang eines Schatzes, die man nachher nicht wieder hat finden können. Im Jahre 1632 hatte Hans Schürf zu Krottendorf eine Tochter von 8 Jahren im Walde verloren, die man innerhalb 13 Tagen nicht auffinden konnte, bis sie von einer Köhlerin im Walde angetroffen und heimgebracht wurde. Da man sie nun fragte, was

sie denn gegessen und getrunken, antwortete sie, ein Männchen habe ihr alle Tage eine Semmel und zu trinken gebracht.

46.

Ein Bergmann, der bei einem Maurer wohnte, stand eines Morgens ganz trübselig und verstimmt auf, indem er zu seinem Hausherrn äußerte, es bange ihm vor dem „Berggehen," da ihm ein Unfall bevorstehe. Der Maurer fragte, woher er dies vermute. — „Ich wachte heute Nacht," erzählte der Bergknappe, „plötzlich ganz ohne Ursache auf, ohne mehr im Stande zu sein, wieder einzuschlafen. Während ich so ganz munter da lag, stand auf einmal die weiße Gestalt des Berggeistes deutlich vor meinem Bette und sah mich mit unverwandtem Blicke an, indem sie den Finger wie warnend emporhob. Ich konnte dies beim Dämmerlichte der Mondnacht deutlich unterscheiden. Dann war mirs, als hörte ich die Worte flüstern: „Gieb Acht!" und die Gestalt verschwand." — „Hm," bemerkte der Hausherr, „das war nur ein Traum." — „Nein, ich war vollkommen wach. Und wärs auch ein Traum gewesen, ich nehme ihn als Prophezeiung oder Warnung an." — „Nun denn," versetzte der Maurer, „wenn ihr der Sache Bedeutung beilegt, so könnt ihr sie ja in der Art nützen, daß ihr auf eurer Hut seid, mehr läßt sich in einem solchen Falle nicht thun. Und im Übrigen seid mutig und guter Dinge; dem Furchtsamen stößt immer leichter etwas zu, als dem Besonnenen und Furchtlosen." — Und hiermit schieden sie, jeder seinem Tagewerk folgend.

Dem Bergmann ging die Arbeit flink von der Hand, und er vergaß in seinem Eifer ganz die nächtliche Erscheinung. Da — als er ein wenig rastete und es rings um ihn her still war — fielen plötzlich einige Stückchen kleinen Gerölles von der Firste dicht vor dem Bergmann nieder. Dieser blickte wohl auf, da sich aber seiner Meinung nach nichts Verdächtiges zeigte, so blieb er ganz ruhig und erhob sich bald darauf wieder, um seine Arbeit fortzusetzen. Er hatte jedoch kaum fünf Minuten gearbeitet, als mit einem male krachend sich die Firste löste und die stürzenden Felsstücke dem sorglosen Arbeiter die Glieder jämmerlich zerschmetterten. Er hatte sich gerade gebückt, und darum war der Oberleib verschont geblieben und der Unglückliche durch den Druck nicht getötet worden, so daß er noch im Stande war, Klagetöne

von sich zu geben, welche von seinen Kameraden gehört wurden, die herbeikamen, ihn von seiner Last befreiten und dann eilends nach Hause trugen.

Als der Maurer heimkehrte und mit Entsetzen den jämmerlichen Zustand seines Mietmanns gewahr wurde, sprach er betrübt: „Es war heute Nacht doch ein Anzeichen von dem euch bevorstehenden Unglücke, trotzdem ich es nicht glauben wollte." — „Ach, mein lieber Hausherr," entgegnete der Verunglückte, „es war eine Warnung, die, wenn ich sie besser beachtet hätte, den Unfall würde verhütet haben. Ich war in der Grube zu sorglos und habe nicht darauf geachtet, als der Berggeist mich durch das Fallen des Gerölls zum zweiten Male warnte. Ihr hattet recht, als ihr sagtet, ich solle auf meiner Hut sein. Ich hätte leicht entrinnen können; nun büße ich meine Unachtsamkeit mit dem Leben." — Und er hatte wahr gesprochen. Bevor noch die Nacht vergangen war, lag er da — eine Leiche.

47.

Joseph, ein junger Bergknappe, war bei allen seinen Kameraden wegen seines harmlosen, fröhlichen Gemütes beliebt. Besonders im Gasthause und bei lustigen Gelagen war er wohl gelitten, da er durch seinen Gesang alles in heitrer Stimmung zu erhalten wußte. Von Natur aus mit einer schönen Stimme begabt, hatte er auch viel Sinn für Musik, und ein feines, treues Gehör, welches Ursache war, daß er jedes Lied, das er zwei bis dreimal gehört hatte, auch schon auswendig wußte. Er trug einen reichen Vorrat solcher Gesänge in seinem Kopf, und wenn der fleißige Häuer in der Grube nach dem Fäustel griff, ertönte schon seine Stimme hell, und gewöhnlich begann er mit einem kühnen, prächtigen Jodler, welchem ein gemütliches Alpenlied folgte, worauf er ein ganzes Register von Bergmanns-, Soldaten-, Gesellschafts- und Trinkliedern durchmachte, ohne zu ermatten. Er vertrieb sich auf diese Art die Zeit, da er an einem abgelegenen Orte einsam arbeiten mußte, was sein unmittelbarer Vorgesetzter, ein tückischer Hutmann, der dem heiteren Gesellen nicht hold war, veranlaßt hatte. Zu dem war die Arbeit hart, und der Lohn gering, so daß Joseph sich mit Not das erwarb, was er zum täglichen Lebensunterhalte

brauchte; nichts destoweniger war der Bursche stets guter Dinge und nichts konnte ihm seinen heiteren Sinn trüben.

Eines Morgens, als er bei der Arbeit wieder seine Stimme lustig erschallen ließ, wurde er plötzlich gewahr, daß in einer Ecke des Raumes, innerhalb welchem er arbeitete, eine kleine Gestalt, halb Bergmann, halb Einsiedler, auf einem Felsstücke kauerte und dem Gesange aufmerksam zuzuhören schien. Joseph, der keine Furcht kannte, auch nicht gerne gegen jemanden ohne Ursache unfreundlich war, dachte: Sei es, wer es wolle, wenn er mich nicht stört, mag er in Ruhe an seinem Platze bleiben und mir zuhören. Und er arbeitete rüstig weiter, und sang fröhlich wie zuvor. Als aber die Schicht zu Ende war, verschwand wieder das Männlein.

Am folgenden Tage hatte sich der Kleine wieder eingefunden, lauschte schweigend dem Gesange, und verlor sich, als die Arbeit beendet war, wieder spurlos. So ging dies etliche Tage unausgesetzt fort, bis endlich die Sache unsern Joseph zu kitzeln begann, der auf die Dauer einen schweigenden Gesellschafter nicht gern um sich duldete. Vielleicht bringe ich ihn auf, wenn ich nicht singe, dachte er, ich will es probieren. Und er sang heute nicht.

Sein bisheriger Zuhörer blieb geduldig, als erwartete er, Joseph werde wieder beginnen; aber dieser schwieg hartnäckig, und der Fremde bekam diesmal nichts zu hören; trotzdem harrte er aus, bis die Arbeit zu Ende war.

Am nächsten Tage wiederholte sich dasselbe Spiel. Joseph sang nicht, aber der Kleine rührte sich nicht von der Stelle, bis Joseph seine Arbeit verließ.

Auch am dritten Tage blieb Joseph hartnäckig; da — als schon bald die halbe Arbeitszeit vorüber war — trat mit einem Male der Kleine vorwärts und sprach mit barscher Stimme: „Singe!“

Joseph wandte sich erstaunt um und betrachtete zum ersten Male den zudringlichen Kameraden mit aufmerksamem Blicke. Der herrische Ton kontrastierte aber mit dem unbedeutenden Äußeren des Männleins so gewaltig, daß dessen Auftreten dem Häuer beinahe lächerlich vorkam. Joseph würdigte ihn daher keiner Antwort und kehrte ihm den Rücken, um wieder fortzuarbeiten.

„Singe, ich werde statt deiner arbeiten!“ herrschte ihm der

Kleine nochmals zu, und diesmal konnte Joseph sein Lachen nicht unterdrücken. Mit heiteren Blicken maß er den Sprecher vom Kopfe bis zu den Füßen und sagte dann in gutmütigem Scherze: „Ich bins zufrieden, wenn du mich in der Arbeit ablösen willst; ich werde indessen wacker darauf lossingen."

Ohne ein Wort mehr zu verlieren griff das Männlein nach dem Schlägel und Eisen, während Joseph sich wie zum Spaße auf den Platz setzte, den bisher sein Zuhörer eingenommen; er summte anfänglich nur eine Melodie, um sich an des Kleinen Beginnen sattsam zu ergötzen. Doch wie ward ihm zu Mute, als er denselben mit vielem Geschicke und mit einer so außerordentlichen Kraft die Arbeit bewältigen sah, wie er es selbst nicht im Stande gewesen wäre! Das Gestein brach unter seinen Streichen mürbe zusammen, als sei es gebrannter Thon, und in einer Viertelstunde lag ein größerer Haufen Erz da, als sonst Joseph während der ganzen Schicht gewonnen. Dieser aber, als er sich gut bedient sah, jauchzte vor Freude laut auf und sang und jodelte so ausgelassen lustig, daß es in den düsteren Räumen weithin widerhallte.

„Du bist ein wackerer Geselle," sprach er endlich, als das Männlein das Arbeitszeug hinwarf, „du hast dein Wort redlich gehalten."

„Will es alle Tage thun," versetzte dieser in seinem kurzen, barschen Tone; „du singst, ich arbeite."

„O, dann werde ich mich auf einen höheren Lohn schwingen als bisher," sprach Joseph freudig.

„Auch neben deinem Lohne soll es dir nicht an Geld fehlen," fuhr der Fremde fort, „aber wage es ja nicht, jemand von meiner Beihilfe zu erzählen,* es würde sonst dein Leben kosten. Zerreißen würden dich meine Hände, die dir jetzt deinen Lohn erwerben werden."

Joseph wagte es nun nicht mehr bei des Kleinen Worten zu lächeln. Das, was er jetzt gesehen, hatte ihn überzeugt, daß er es mit einem Gnomen zu thun habe, dessen Kraft, sowie seine ernsten mahnenden Worte, ihm Respekt eingeflößt hatten. Er antwortete demütig: „Ich danke dir, auch du sollst mit mir zufrieden sein."

*) Vgl. II, 29.

Von diesem Tage an kümmerte sich Joseph nur um neue Lieder; die Arbeit machte ihm keine Beschwerden mehr. Er sang frisch darauf los und der Berggeist arbeitete, ohne daß je ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde. Des Bergmanns Tasche war von nun an nie mehr leer.

Als am Schlusse des Monats der Schichtmeister mit dem Hutmanne in die Grube kam, um den Arbeitern das Gedinge abzunehmen, damit er ihnen nach dem Maße ihrer Leistungen den Lohn festsetze, erstaunten sie nicht wenig über die gewaltige Arbeit, die Joseph vor sich gebracht, und selbst der unbillige Hutmann mußte zugeben, daß Joseph viel geleistet habe und einen besseren Lohn verdiene. Als er aber mit dem Schichtmeister wieder allein war, wußte er denselben zu überreden, daß diese Arbeit für den kräftigen Burschen, wie er sich ausdrückte, zu leicht sei, und Joseph wurde auf des Hutmanns Anraten auf einen Ort versetzt, wo das Gestein fester, die Arbeit unbequemer und überhaupt Beschwerden verschiedener Art zu überwinden waren. Er wird im nächsten Monat gewiß auf keinen so hohen Lohn mehr kommen, dachte der menschenfeindliche Hutmann; allein er hatte sich geirrt.

Der Gnome ließ seinen Schützling nicht sinken; seinen Händen mußte der Fels weichen, mochte auch der Schlag hell wie auf Stahl klingen; mochte auch der Raum klein und eng sein, mochte auch Wasser zudringen, alle Hindernisse wurden kräftig überwunden, und während Joseph sang, brach der Gnome mächtige Trümmer und schöpfte spielend das andringende Wasser.

Der Hutmann bemühte sich zwar kräftig, Josephs Verdienst zu schmälern; der Schichtmeister aber, der nun einsah, daß des Hutmanns Gehässigkeit Joseph verfolge, gab demselben seine vorige Arbeit wieder, und Joseph hatte nun nicht mehr über Lohnverkürzung zu klagen.

In Josephs Lebensweise begann aber allmählich eine Veränderung vorzugehen. Da er nicht mehr zu arbeiten brauchte, um seinen Lebensunterhalt zu decken, so wurde aus dem fleißigen, thätigen Bergmann bald ein träger, weichlicher Mensch; sein steter Vorrat an Barschaft fesselte ihn an die Wirtshäuser; er wurde ein Zecher, Spieler und Raufbold, und von seinen früheren angenehmen Eigenschaften, die ihn sonst bei jedermann beliebt gemacht hatten, war bloß der Gesang übrig geblieben, den er aus guten

Gründen nicht vernachlässigen konnte. Übrigens that er mit seinem Gelde nicht karg, und sein gutes Herz, das sich auch im Sumpfe des Wohllebens nicht verleugnete, ließ ihn seinen Überfluß mit den ärmeren Kameraden willig teilen. Da es zu leicht erworben war, so hatte es für ihn keinen großen Wert.

Wie es aber im Leben zu häufig geschieht, daß man gerade von demjenigen, welchem man die größten Gefälligkeiten erwiesen, den schlechtesten Dank erntet, so war dies auch hier der Fall. Josephs Kameraden wurden ihm um sein besseres Einkommen neidisch und suchten auf jede mögliche Weise auszuspionieren, woher er so bedeutende Zuflüsse habe; denn daß er sichs nicht allein in der Grube verdiente, das hatten sie bereits längst wegbekommen, da sich Joseph durch sein unkluges Benehmen täglich Blößen gab.

Sie hatten ihn schon öfters, da sie ihn stets singen hörten, bei der Arbeit überrascht, um sich zu überzeugen, ob nicht jemand ihm dabei helfe, weil er für seine Person mehr vor sich brachte, als zwei oder drei von ihnen; allein sie hatten nie jemand bei ihm getroffen und ihn stets arbeitend gefunden. Auch in dieser Sache schützte der Berggeist seinen Sänger.

Aber endlich faßten drei Kameraden den festen Entschluß, um jeden Preis ihm das Geständniß zu entlocken, woher sein Reichtum stamme, der trotz Josephs Wohlleben nicht abzunehmen schien. Sie hatten zu diesem Zwecke bisher schon mancherlei Versuche gemacht, aber alle waren bei Josephs Vorsichtigkeit vergeblich gewesen. Allein nun war das Bergfest wieder herangekommen, und dabei ging es in der Regel sehr toll und lustig her; so auch diesmal. Die drei Gesellen wagten an diesem Tage einen verzweifelten Angriff auf Josephs Standhaftigkeit, ohne übrigens sich den Anschein zu geben, als interessiere sie noch sein Geheimniß. Dem, wovor sich Joseph bisher sorgfältig gehütet, — gänzlicher Trunkenheit, — diesem Fehler sollte er heute unterliegen. Bisher hatte er dem Weine zwar täglich fleißig zugesprochen, allein sich nie bis zur Sinnlosigkeit berauscht, denn er traute seiner Zunge nicht; heute mußten ihm die Kameraden auf andere Weise an den Leib zu gehen; sie machten ihn eifersüchtig, und in seiner Eifersucht trank er über die Gebühr. Sie trachteten ihn dann in ihre Mitte zu bekommen, heuchelten Teilnahme, versprachen ihm zu helfen und — Joseph erzählte wie aus Dankbarkeit sein ganzes Geheimnis.

Tödlicher Schreck überfiel ihn, als es heraus war. Er hatte schnell einen Teil seines Rausches wieder verloren; die Worte ließen sich jedoch nicht wieder zurücknehmen. In Fieberträumen brachte er die Nacht hin, und bevor der Morgen graute, war er wieder wach. „Es kostet mein Leben," murmelte er vor sich hin, „ich muß mich mit Gott versöhnen."

Und noch an demselben Morgen beichtete er reumütig und empfing den Leib des Herrn mit Andacht.

Unten harrte schon der Gnome seiner mit funkelndem Blick und drohender Geberde, indem er Joseph winkte, er möge einen bereitstehenden Hund besteigen. Joseph stürzte auf die Kniee und flehte um Gnade, der Gnome aber faßte ihn mit Riesenkraft, schleuderte ihn auf den Hund, und fort brauste das Fuhrwerk.

An einem runden Platze, wo die drei verräterischen Kameraden saßen und Joseph verlachten, hielt der Hund.

„Schurken!" donnerte der Geist, „ihr habt euren Kameraden verführt, seht seine Strafe!"

Und in demselben Augenblicke wurde Joseph vor ihren Augen durch einen kräftigen Schlag thatsächlich zermalmt. Dann war der ganze Spuk verschwunden, während die drei Bergleute halb ohnmächtig hinsanken.

Ganz unkenntlich wurde Josephs Leichnam aus dem Bergwerke gebracht. Aber die drei hinterlistigen Kameraden wurden ihres Lebens nicht mehr froh, die Erinnerung an diese schreckliche Begebenheit, die sie selbst herbeigeführt, wollte nicht aus ihrem Gedächtnisse schwinden, und alle drei starben nicht lange darauf eines gewaltsamen Todes durch einen Unfall bei ihrer Arbeit.

48.

Die Goldquelle.

Es war einmal in der Nähe von Bregenz eine Goldquelle, die hütete ein Geist. Da kam einmal ein Mann zu der Quelle und sagte ganz artig zum Geiste: ob es nicht erlaubt wäre, einen kleinen Kübel voll Goldwasser mit nach Hause zu nehmen? Der

Geist sagte: „Wenn du nichts sprechen willst, bis du mit dem Golde nach Hause kommst, so darfst du deinen Kübel füllen.“ Der Mann füllt ihn und läuft heim, fällt aber auf dem Wege und verschüttet, er weiß nicht wie, von seinem Goldwasser. Da sagte er zu sich selbst: „Es ist doch schade!“ Kaum hatte er aber dieses ausgesprochen, da war kein Tröpfchen Goldwasser mehr in seinem Kübel.

49.

Im Jahre 1834 weideten einige Hirtenbuben in der Gegend von Schiltach bei einer verlassenen Grube. Da sahen sie ein Bergmännlein, welches ganz wie ein Bergknappe gekleidet war, mit Licht und Gezäh in den Stolln der Grube fahren, und hörten es alsdann darin arbeiten. Erschrocken liefen sie in das Haus des Bauern, in dessen Hofgemarkung das Bergwerk lag, und erzählten, was sie gesehen und gehört hätten. Als nun des Bauern erwachsene Tochter hinauf zur Grube eilte, hörte sie ebenfalls das Arbeiten darin. Durch alles dieses wollte das Bergmännlein anzeigen, daß die Grube mit Vorteil wieder gebaut werden könne; allein, dieses Fingerzeiges ungeachtet, ist der Bau noch bis heute nicht wieder aufgenommen worden.

50.

In der Wildschappacher Grube Friedrich Christian zeigen sich an Stellen, welchen der Einsturz droht, blaue Lichtlein,* oder es klopft dort unsichtbar an das Grubenholz. Den Bergleuten sind diese Warnungszeichen wohl bekannt, und wo eines sich sehen oder hören läßt, wird die Stelle unverzüglich untersucht und gefahrlos gemacht.

*) Vgl. II, 30. 31. 40.

51.

Zwei Stunden ob dem Schmelzwerke Brixlegg ist das Bergwerk „Thalstolln“ am Tierberge, worin ein Schachtmanndl wohnte. Dies hatte eine eigne Lust, die Knappen zu erschrecken, indem es sich entweder mit feurigen Augen und ganz grün, oder ganz feurig

und Grimassen machend, oder einem ins Ohr gellend zeigte. So erschien es einst, als ein gewisser Ambros Lenz und ein anderer Knappe an einer engen Stollnstelle nebeneinander vorbeifahren mußten, und „plärrte“ so, daß sie übereinander purzelten und für tot weggetragen wurden.

Ein andermal bekam Lenz über die Erscheinung das ganze Gesicht voll „Fletzen,“ wurde krank und siechte hin. Am schlimmsten trieb es der Kobold des Nachts.



III.

Sagen von den Venedigern.



1.

Vor langen Jahren wohnten drei Bergleute in Hahnenklee, bei denen kehrten von Zeit zu Zeit Venediger ein, die die Schätze im Blocksberge aufsuchten und in der Regel auch so viel fanden, daß sie zufrieden zurückgingen. Aus ihrer Heimat brachten sie dagegen allerlei Medizinsachen mit, die gegen viele Krankheiten gut waren. An diesem Handel verdienten sie auch reichlich. Die Bergleute merkten aber bald, daß es dieser Handel nicht allein war, der sie herzog, sondern daß ihr Hauptaugenmerk auf den Blocksberg gerichtet war, weil sie jedes Mal, wenn sie kamen, erst Erkundigungen einzogen, ob schon vor ihnen Landsleute hier gewesen wären und den Blocksberg besucht hätten. War das zufällig geschehen, so wurden sie jedes Mal recht verdrießlich, war aber keiner vor ihnen da gewesen, dann sahen sie stillvergnügt aus. Es mußte der Blocksberg also für sie wichtig sein.

Als sie einst wieder da waren, sich so wie früher erkundigt hatten und bei mondheller Nacht nach dem Blocksberge aufbrachen, ging ihnen einer von den drei Bergleuten, die beiläufig gesagt Kameraden waren, nach und sah, daß sie am Blocksberg an einer abgelegenen Stelle den Boden aufgruben und aus dem Loche Erde in ihre Beutel füllten. Der Bergmann hatte genug gesehen und sich genau die Stelle bezeichnet, wo dies geschehen war. Er eilte, daß er früher nach Hause kam als die Venediger. Am folgenden Tage reisten diese ab, und die Bergleute verabredeten sich, gleich denselben Abend den Ort aufzusuchen und nachzusehen, was es da zu holen gäbe, und sprachen schon von dem Reichtume, der sich finden würde. Der dritte aber erklärte, nicht mitgehen zu wollen, denn, was ihm zugesagt sei, werde ihm von selbst ins Haus gebracht werden.

Die beiden andern Bergleute gehen deshalb hin, suchen an dem Platze, finden aber nichts. Sie wollen am Ende aufhören, und

sind im Begriff, das Gezäh verdrießlich zusammenzunehmen, in dem Augenblicke aber thut der eine einen derben Hieb in die Erde und ruft voll großer Freude: „Hier steckt etwas!“ Nochmals fangen sie an zu graben, und bringen ein Gerippe heraus, sind aber ungewiß, ob es von einem Reh oder von einer Ziege ist. Sind sie vorher schon verdrießlich, so sind sie es jetzt noch viel mehr. Trotz des Ärgers lacht aber doch der eine über den andern, nämlich wegen der Täuschung.

„Jh,“ sagte der eine, „unser Kamerad muß auch seinen Teil haben. Wir wollen ihm das Gerippe ins Haus bringen. Er ist angefahren, seine Frau liegt im Bette, die Thüren sind offen, deshalb können wir es ihm ungesehen in die Stube legen.“

Als es Nacht geworden ist, bringen sie ruhig das Gerippe in die Stube ihres Kameraden, und fahren dann ein. Ihren Kameraden finden sie noch auf dem Gedinge, er hat sich redlich gequält und seine Löcher haben tüchtig gehoben. Als sie angekommen sind, fragt er gleich:

„Na, habt ihr eure Scheuern voll? Ich glaubte, ihr brauchtet nicht wieder ein Fäustel in die Hand zu nehmen.“

„Ach,“ antworteten diese, „laß dein Spotten! Wir hätten besser gethan, wenn wir angefahren wären.“

Darauf arbeiteten sie bis zwölf, dann machten sie Schicht, gingen miteinander nach Hause, und jeder suchte sein Quartier. Als der dritte mit brennendem Lichte in seine Stube tritt, ist er ganz erstaunt, denn ringsum im Zimmer stehen auf Tischen, auf den Fensterbänken, auf den Kaminbrettern lauter prächtige kleine Figürchen aus purem Gold und Silber, Hirsche, Rehe, Schweine, Kühe, Kälber, Ziegen, Vögel u. s. w. Er kann sich nicht satt sehen, nimmt eine Figur nach der andern, wiegt sie in der Hand und wundert sich über die Schwere und Schönheit des Dinges. Nachdem er alles durchgemustert hat, legt er sich zu Bett und denkt: „Deine Frau kann sich morgen auch erst darüber verwundern, wo das hergekommen ist.“ Von dem Gerippe ist aber nichts zu sehen gewesen.

Am andern Morgen, als die Frau aufsteht, in die Stube tritt und den Gold- und Silberreichtum gewahr wird, läuft sie gleich zurück in die Kammer, weckt ihren Mann und fragt: „Mann, wo hast du die schönen Sachen her?“ Der aber antwortete: „Das hat mir mein lieber Gott ins Haus gebracht,“ dreht sich gemächlich um, und schläft fort. Die Frau verschließt und verriegelt alles

und besorgt ihre häuslichen Geschäfte. Kaum ist es Frühstückszeit, der Mann aufgestanden und hinausgegangen, um sich Waschwasser zu holen, so kommen die andern beiden Kameraden, und wollen sich bloß das Bündel Schelte holen von wegen des Schabernacks. Anstatt daß aber ihr Kamerad ärgerlich aussieht, geht er ihnen freundlich entgegen und spricht:

„Kameraden, wie ich euch gesagt habe, so ist's gekommen. Mein Gott hat mir großen Reichtum ins Haus gebracht. Kommt herein, ihr sollt euren Teil davon haben."

Darauf führt er sie in die Stube. Sie werden stumm und starr. Dann sagte er: „Du, Kamerad, nimmst diese, du jene Seite, ich behalte diese hier, dann hat jeder so viel, daß er nicht ferner den Bohrer gerben* braucht." Beide danken nun dem Kameraden für das große Geschenk, und fragten zuletzt: „was er mit dem Gerippe angefangen habe." Er aber hörte gar nicht darauf, sondern antwortete bloß: „Thut nichts, jeder packt seinen Reichtum zusammen und trägt ihn nach Hause." Er ist schwer, sehr schwer gewesen, so daß sie ihn kaum fortbringen konnten. Später haben die drei ihre Goldtiere nach Goslar verkauft. Auch der Herzog von Braunschweig hat einige bekommen, und die Bergleute haben viel Geld dafür erhalten, so daß sie reiche Leute geworden und auch geblieben sind. Von der Zeit an hat keiner einen Venediger wieder auf dem Blocksberge gesehen. Die Schätze im Blocksberge sind auch so lange verschlossen, bis hundert Jahre kein vierbeiniges Tier den Blocksberg betritt. Das ist aber noch lange hin.

2.

Vor Zeiten lebte in Lautenthal ein armer Bergmann, der zwar reich an Kindern war — er hatte deren acht — aber desto ärmer an Geld und Gut. Er quälte sich schwer um das tägliche Brot, schämte sich keiner Arbeit, war fleißig und thätig und ruhte nicht Tag und Nacht, um etwas zu verdienen. Schlechtigkeit mußte ihm aber vom Leibe bleiben, und wenn er auch mit Frau und Kindern hungern mußte, Unrecht that er deshalb doch nicht.

Im Frühjahre holte er einstmals Schilf in einem Waldteiche. Als er sich zwei tüchtige Bunde zurecht gemacht hatte, ward er müde und legte sich hin. Es war gerade ein recht heißer Tag, und im Schatten der hohen Bäume schlummerte es sich so herr-

*) = auf den Bohrer schlagen.

lich. Wie lange er da geschlafen hatte, das wußte er nicht, er wachte indes wieder auf, denn es weckte ihn jemand, und siehe, da stand ein Mann vor ihm, der war recht freundlich gegen ihn und fragte ihn, wie es gehe. Der Bergmann wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, er war noch halb im Schlafe. Der Fremde ward aber immer zutraulicher und der Bergmann schließlich munterer und fing auch an zu sprechen und sagte: „er habe viele Not, er müsse für acht Kinder Brot schaffen, und dazu sei schlimme Zeit, wenig zu verdienen, da wisse man wohl, wie es einem gehe."

Der Fremde sagte: „Wenn du mir vertrauen willst, so kann ich dir helfen, und du bist mit einem Male alles Leides ledig."

„Wenn das Gott gäbe," sagte der Bergmann, „so wolle er ihm auf den Knieen danken, er wolle ja gerne alles thun, wenn er aus seiner Not kommen könne, nur müsse er nichts Unrechtes von ihm verlangen."

„Nein," sagte der Fremde, „das verlange ich nicht von dir, du vertraust mir also unbedingt?"

„Ja, von Herzen gern, wenn ihr es gut mit mir meint!"

„Das versteht sich von selbst. So lege dich nur wieder hin und schlafe, dann wirst du sehen, wie's kommt."

Der Bergmann ist noch herzlich müde, und er denkt auch: im Schlafe kann man nicht leicht sündigen, und schläft ein. Wie lange er diesmal geschlafen, hat er nicht gewußt. — Als er wieder aufwacht, liegt er in einem Bett von Sammet und Seide, in der Stube stehen an den Wänden die schönsten Gerätschaften, Kommoden, Tische, Stühle, Kanapees von blankem Golde und mit Sammet überzogen. Die hübschesten Spiegel hängen an den Wänden in Goldrahmen, ebenso auch große Bilder, mannshoch, als wenn sie lebten. An der Thür stehen zwei Diener in Kleidern, die von Gold und Silber starren und die gewartet hatten, bis er aufwache. Wie nun der Bergmann seine Augen aufgeschlagen hat und sich verwundert über die Pracht und über Alles, was er sieht, da treten die Diener an's Bett und fragen: ob der Herr auch gut geschlafen habe.

„O ja," antwortete der Bergmann. „Aber, meine Herren, wo bin ich denn?"

„In Venedig," sagte der eine Diener recht ehrfurchtsvoll.

„In Venedig? Mein Himmel, wie komme ich dahin?"

„Das wird der Herr schon wissen und erfahren," sagte der andere Diener; „dürfen wir beim Aufstehen helfen?"

„Ach," antwortete der Bergmann, „das bin ich nicht gewohnt. Ich kann allein aufstehen."

Er steigt aus dem Bett und will sein Zeug anziehen; das ist aber fort, und die Diener ziehen ihm andere Kleider an, viel schönere, und putzen ihn ordentlich heraus, daß er aussieht, wie ein vornehmer Herr. Auch hat er sich aus einem silbernen Waschbecken waschen müssen. Der Diener reicht ihm in einem krystallenen Kruge Mundwasser, alles aufs beste und feinste. Der Bergmann verwundert sich in einem fort und schüttelt mit dem Kopfe, er weiß gar nicht, ob denn alles so in Wirklichkeit ist, oder ob er nur träumt.

Hierauf fragen die Diener, womit sie ihm aufwarten können.

„Ach," sagte der Bergmann, „ich habe Hunger und möchte gern etwas essen!" Gleich sind die Diener fort, und es dauert nicht lange, so bringen sie ihm ein Frühstück, besser kann es der König nicht haben, sie tragen auch auf, daß der Tisch knackt.

„Na," denkt der Bergmann, „wenn du doch issest und trinkest und satt wirst, so ist es kein Traum!"

Er setzt sich hin und ißt und trinkt, bis er nicht mehr kann, denn es schmeckt ihm alles so gut, wie ihm noch nichts geschmeckt hat, der Braten und das schöne weiße Brot und dazu der starke Wein, der so feurig gewesen ist. Nun wird er dreister und fragt die Diener, wo denn ihr Herr stecke, und wer das wäre.

Eben wollen ihm die Diener antworten, da kommt der Herr zur Thür herein, und das ist gerade derselbe gewesen, der freundliche und liebreiche Herr, den der Bergmann dort bei Lautenthal gesehen und gesprochen, der ihm gesagt, er solle nur wieder einschlafen, dann würde sich's finden. Der kommt auf ihn zu, reicht ihm die Hand und fragt:

„Na, wie gefällt dir's hier?"

„O," sagte der Bergmann, wem sollte es hier nicht gefallen? Aber meine armen Kinder und meine gute Frau! Eine Bitte hätte ich, sagt mir: wie bin ich hierher gekommen, und was habt ihr mit mir im Willen?"

„Ich will dich beglücken," spricht der Herr, „wenn du mir vertraust. Doch will ich dir gleich beweisen, daß ich dich schon lange gekannt habe, daß ich von deiner Vergangenheit und daß

ich von deiner Zukunft weiß. Tritt vor diesen Spiegel, darin wirst du sehen, wie es dir ergangen ist."

Als der Bergmann davor steht, sieht er sich, wie er seine jetzige Frau als Mädchen fragt, ob sie seine Frau werden wolle; dann, wie er sie als Braut in die Kirche führt und Hochzeit hat und noch manches andere, was er schon längst vergessen hat, woran er aber gleich wieder denkt und was ihm auch gleich wieder einfällt. Vor Verwunderung kann er kein Wort sprechen. Da führt ihn der Herr zum zweiten Spiegel, jetzt sieht er, wie seine Frau und Kinder zu Hause weinen, jammern und wehklagen um ihn, denn sie meinen, er sei tot. Das macht den Vater weichherzig, und die Thränen laufen ihm über die Backen. Zuletzt muß er auch noch vor einen dritten Spiegel treten. Hier sieht er, wie er mit seiner Familie in großem Wohlstand lebt, dann aber, wie er durch seine Habsucht wieder in Armut zurücksinkt. „Sieh," sagte der Venediger, „das Letztere wird nicht geschehen, wenn du mir folgen willst."

„Ach, ich will alles thun, was ihr mir sagt," spricht der Bergmann, „sagt nur, was ich thun soll." —

„Willst du noch länger hier bleiben, so steht es dir frei, willst du aber nach Hause, so kann das auch geschehen," sprach der Herr.

„Ach ja," antwortete der Bergmann," ich will den Meinigen zu Hilfe kommen, ich kann nicht so lange das Elend ansehen, in dem sie sind. Sage nur, teurer Gönner: wie kann ich helfen?"

Darauf erhält er zur Antwort: „Wenn du nach Hause kommst, so grabe unter dem Baume, der in deinem Garten steht, ein Loch, zwei Fuß tief, bei Nacht, zwischen 11 und 12 Uhr. Dann wirst du darin eine gelbe Erde finden, davon drücke dir jedes Mal zwei Kugeln, so groß, daß du sie mit beiden Händen umspannen kannst, und trage sie nach Goslar und verkaufe sie an den Goldschmidt. Du darfst aber in der Woche nicht mehr als zwei Mal Kugeln machen und verkaufen. Machst und verkaufst du aber mehr, so ist es dein Unglück. Sieh, hier will ich dir auch noch etwas machen, das dir gleich auf die Beine hilft. Hier habe ich eine Erdart, und da mehrere Flüssigkeiten. Wenn ich davon etwas auf die Erde gieße, nur ein paar Tropfen, und drehe dann in der Hand Kügelchen daraus, so entstehen die schönsten Edelsteine."

Er probiert es und giebt die so gemachten Edelsteine, welche leuchten wie die Sonne, dem Bergmann zum Andenken, und sagt:

„Wenn du nach Goslar kommst, so bekommst du schweres Geld dafür.“

Der Bergmann bedankt sich mit Thränen im Auge aufs herzlichste dafür, wickelt sie recht sorgfältig ein und steckt sie in die Tasche.

„Nun,“ spricht der Venediger, „komm und laß uns auch ein wenig spazieren gehen. Du mußt doch auch sehen, wie es in Venedig ist.“

Des Abends spät kommen sie erst wieder nach Hause, und der Bergmann weiß gar nicht mehr, was er alles Schönes und Herrliches gesehen hat. Der Herr wünscht ihm gute Nacht. Die Diener sind dem Bergmanne beim Ausziehen wieder behilflich, er muß sich wieder in das schöne Bett legen und ist gleich vor übergroßer Müdigkeit eingeschlafen. —

Als er am andern Morgen aufwacht, liegt er wieder unter der Tanne. Erst meint er, er habe geträumt, greift daher gleich in die Tasche, da stecken aber die beiden Edelsteine, die der Venediger ihm gemacht und geschenkt hatte. Nun macht er sich gleich auf den Weg nach Goslar, verkauft sie und bekommt dafür schweres Geld. Wie er wieder nach Hause kommt, da stürzen ihm Frau und Kinder vor Freuden entgegen, hängen sich an seinen Hals, an seine Hände und Beine, daß er vorerst gar nicht zu Worte kommen kann. Dann geht's ans Fragen, ob er auch Geld mitgebracht habe, sie wären alle hungrig, fast zum Verhungern. Nun wird gleich fortgeschickt und Fleisch und Brot gekauft, und das erste Mal nach langer Zeit können sich Frau und Kinder satt essen.

Des Abends geht der Bergmann zwischen 11 und 12 Uhr in den Garten und findet alles so, wie es der Venediger gesagt hatte. Lange Jahre ist der Bergmann folgsam und genügsam gewesen, und ward ein grundreicher Mann. Doch am Ende fährt ihm der Geizteufel in den Kopf, er macht in einer Woche zum dritten Male Kugeln und bringt sie nach Goslar. Als er mit voller Tasche zurückkommt, wird er müde; er mag wollen oder nicht, er muß sich unter eine Tanne legen und schläft ein. Da erscheint ihm der Venediger, weckt ihn auf und spricht:

„Siehst du, jetzt wirst du wieder so arm werden, wie du früher gewesen bist. Das hast du von deiner Habgier!“

Damit verschwand er. Und so wie er es gesagt und wie er es im Spiegel gesehen, so ist es auch gekommen. Er hat am Ende noch verhungern müssen.

3.

Am ganzen Harz weis man viel von Leuten aus Venedig zu erzählen, die alljährlich von dorther gekommen sind und sich dann immer nach bestimmten Punkten, die sie vorher angegeben. haben bringen lassen. Die Berge haben sich vor ihnen aufgethan, und sie sind hineingegangen und reich beladen zurückgekehrt. Denen. welche ihnen als Führer gedient, haben sie meistens reichlich gelohnt und ihnen oft gesagt, die Leute hier zu Lande wüßten gar nicht, was noch alles in den Bergen stecke, und der Stein, mit dem sie nach der Kuh würfen, sei mehr wert, als die Kuh selber. — Zu einem Manne im Thale sind auch mal Venediger gekommen, die haben gesagt, er solle sie an einen bestimmten Ort führen. Das hat er gethan, und als sie da angekommen sind, haben sie eine Hasel in die Höhe geklappt. Unter der ist ein großer Gang zum Vorschein gekommen. Da sind sie nun hineingegangen, und der Mann mit ihnen, und sind endlich in einen großen Saal gekommen, in dem eine große Mulde voll Goldkugeln gelegen hat. Da haben sie denn ihre Säcke aufgemacht und vollgepackt. Wie das aber der Mann gesehen, hat er wie von ungefähr sein Tuch in die Mulde fallen lassen, sich darnach gebückt, und unter ihm gleichfalls eine der Kugeln herausgenommen, ohne daß es einer gesehen hätte. Sogleich ist aber ein großer schwarzer Hund, der dabei lag, aufgesprungen, und hat den Mann zerreißen wollen. Die Venediger aber haben ihn gleich wieder beruhigt. Darauf sind sie wieder herausgegangen und haben dem Manne gesagt, er könne nun gehen, denn er habe seine Belohnung schon. Nachher, als sie fortgewesen, hat der Mann gern noch einmal in den Berg gewollt, um mehr zu holen, und hat alle Haseln, die da standen, aufzuklappen versucht. Aber es hat sich keine wollen aufklappen lassen. —

4.

Bei einem Manne in Grund sind auch alljährlich Leute aus Venedig eingekehrt. Die haben sich von ihm in die Berge führen

lassen, und hatten einen Spiegel mit sich. Wenn sie in den schauten, konnten sie alles sehen, was in den Bergen war. Das wußte der Mann und nahm ihnen einmal in der Nacht heimlich ihren Spiegel fort. Und da sah er denn, daß der Iberg bei Grund einen eisernen Kopf, einen silbernen Leib und einen eisernen Fuß hätte, und der Schwamm auf dem Wasser. Frühmorgens, als die Venediger aufstanden, wußten sie schon, daß ihr Wirt ihnen den Spiegel fortgenommen hatte, und zwangen ihn sogleich, ihnen denselben herauszugeben.

Da sind sie denn fortgegangen und nie wiedergekommen. Und der Mann hat wieder arbeiten müssen, um sein kärgliches Brot zu verdienen, während er früher von den Venedigern so viel bekam, daß er vollauf zu leben hatte.

5.

Einmal kamen Venediger zu einem Manne und fragten ihn, ob er die und die Klippe am Brocken kenne, und als er es bejahte, hießen sie ihn sie dorthin zu führen. Als sie nun auf der Klippe waren, schlug der eine mit einer eisernen Rute auf den Stein. Da that sich die Klippe von einander, und nun nahmen sie von dem Lehm, der darunter lag, füllten ihre Ränzel damit und fragten den Mann, ob er auch etwas davon haben wolle. Er aber sagte, davon habe er zu Hause genug. Darauf zog jener seine Flöte heraus und fing an zu blasen. Da kamen aus allen Ecken der Klippe Schlangen hervor, und immer mehr kamen, und immer mehr. Sie aber sagten, es sei immer die rechte noch nicht. Endlich, zuletzt, kam eine, die hatte eine Krone auf dem Kopfe, und das, sagten sie, sei die rechte. Da fingen sie dieselbe und schlugen ihr den Kopf ab. Einer von ihnen holte eine Pfanne heraus, und darin wurde sie gebraten. Darnach verzehrten sie die Schlange, und fragten den Mann, ob er auch was davon wolle. Er aber schlug es aus. Darauf pflückten sie ein paar gelbe Blumen, die umher standen, und gaben sie ihm. Und nun schlug der eine mit der eisernen Rute wieder auf die Klippe und diese that sich wieder zu. Als der Mann nach Hause kam, waren die Blumen eitel Gold, und da merkte er denn, daß das wohl auch kein gewöhnlicher Lehm gewesen sein möge, der unter der Klippe lag, und es gereute ihn doch, nichts davon genommen zu haben.

6.

Ein Wale kam alljährlich in das Lauchathal. Ein junger Bursch aus Cabarz oder Tabarz mußte ihm als Führer dienen. Der wurde nachmals, als der Venediger nicht mehr kam, ein Fuhrmann, und kam weit in der Welt herum, einmal sogar mit Gütern bis nach Venedig. Da fiel ihm ein Kaufladen ins Auge, darin blitzte und funkelte an einem Schaufenster alles von Gold und Edelsteinen; hier wohnte ein reicher Juwelier. Dieser sah den Thüringer stehen und gaffen, grüßte ihn in deutscher Sprache und war kein anderer, als jener Gold- und Steinsucher, den er früher im Gebirge geleitet. Der sagte ihm, alles dieses Gold und alle diese Steine habe er in dem schönen Thüringen gewonnen. Die Thüringer verständen nicht, es aufzufinden und die Steine zu schleifen; man finde dort nur ungeschliffene. Mit reichen Geschenken entließ er den Thüringer. — Eine fast gleichlautende Sage erzählt man vom Bayerberge vor der Rhön.

7.

In Lautenthal war ein Venediger, der mit als Bergmann arbeitete. Als er abging, gab er seinem Kameraden in dem Bergwerke einen kleinen Stein. So lange er ihn in der Tasche hatte, brauchte er nicht zu arbeiten, sondern das Gebirge lag immer schon losgehauen vor ihm. Einmal wurde der Kittel des Bergmanns gewaschen, dabei ging der Stein verloren, und er mußte wieder arbeiten.

8.

Es ist einmal ein Venediger gewesen, der wurde in Clausthal zum Steiger gemacht. Wenn die Leute nach Haus zu gehen wünschten, ließ er sie sogleich gehen, weil er alle Arbeit für sie that. Wegen seiner Nachsichtigkeit mit den Bergleuten erhielt er viele Strafen und wollte deshalb nach Venedig zurück. Er entließ alle seine Leute, behielt nur den Anschläger, und fragte, ob er mit ihm wolle. Der sagte „ja.“ Da stiegen sie mit einander ins Gesenke, wo die Tonnen hineingehen, und der Steiger besetzte die ganzen Löcher soweit, daß sie losgehen mußten, um den Stolln zu nichte zu machen. Sein Zorn war so groß, daß er mit dem

Stolln auch noch einen Bergmann, der da arbeitete, in die Luft sprengte, wiewohl der Anschläger um dessen Leben bat. Da frühstückten sie miteinander, und dann gings immer in Felsen entlang, und überall war der schönste Weg. Als sie lange genug gegangen waren, kamen sie ins Venedigerland, in einen großen schönen Garten bei des Steigers Haus. Dem Anschläger gefiel es da sehr gut. Als er aber eine Zeit lang da gewesen war, fragte ihn der Steiger, ob er wieder einmal nach dem Harz wollte. Er sagte, das wolle er gern, nahm sein Grubenlicht, und nun gingen sie wieder immer in den Felsen entlang. Weil in den Bergen alles eingestürzt war, konnte er sich von da an nicht mehr zurecht finden, wo sie gefrühstückt hatten, und der Steiger brachte ihn deshalb ganz aus den Felsen heraus. Dann ging er zurück nach dem Venedigerland. Als der Anschläger aber nach Clausthal kam, kannte ihn da niemand mehr, und seine Frau und seine Kinder waren auch nicht mehr dort. Da wurden die alten Bücher nachgeschlagen und da stand, daß dieser Bergmann vor einigen hundert Jahren verschwunden war. Er aber hatte geglaubt, nur einige Jahre im Venedigerland gewesen zu sein.

9.

A. Vor vielen Jahren ist in Altenau ein Jäger gewesen, welcher einmal auf einer Wiese im Schulthale lag oder schlief. Da kamen ein paar Venediger, welche immer nach dem Bruchberge gingen, um Gold herauszuholen, das kein anderer zu finden wußte, weckten ihn und fragten, ob er ihnen den Weg nach dem Bruchberge zeigen könnte. Der Jäger wußte in der Gegend gut Bescheid und führte sie. Am Bruchberge war eine kleine Grube, welche wie ein Stolln in den Berg hineinführt. Hier wühlten sie gelbe Erde aus und füllten damit ihre Beutel; diese Erde aber war pures Gold. Wie sie fertig waren, legten sich alle nieder und schliefen; als sie aber wieder aufwachten, waren sie alle in Venedig. Die beiden Gefährten führten den Jäger in der Stadt umher und zeigten ihm in ihrer Wohnung ihre unermeßlichen Schätze von Gold, Silber und Edelsteinen, mit denen viele Schränke gefüllt waren. In einem solchen Schranke hatten sie eine ganze Jagd: Hirsche, Rehe, wilde Schweine und viele andere Tiere, alle entweder von Gold oder von Silber. Der Jäger bekam zum Andenken einen silbernen Hirsch. Als der Jäger des andern Morgens

aufwacht, ist er wieder im Schulthale auf der Wiese, wo er gelegen hatte, der silberne Hirsch lag neben ihm. Als nun der Jäger wieder zu jener Grube wollte, fand er weder diese noch den Weg zu ihr. —

Dieselbe Sage wird auch folgendermaßen am Oberharz erzählt:

B. Ein Revierförster ging eines Morgens in seinem Revier. Da sah er von weitem sechs Menschen kommen. Er ging auf sie zu und fragte, was sie da machten. Er kannte aber keinen davon, weil sie so unscheinlich waren und keine rechte menschliche Natur hatten. Er drohte ihnen und sagte, sie möchten ihm sein Revier nicht ruinieren, ging aber fort, ohne sie weiter zu verstören. Am andern Morgen ging er wieder an diese Stelle, um nach den Männlein zu sehen, traf aber niemanden mehr. Er setzte sich hin und schlief ein. Als er aufwachte, war er in einer ganz fremden Gegend. Er schritt vorwärts und gelangte an ein großes Wasser. Da kam ein Hund und erbot sich, ihn über das Wasser zu tragen. Als er herüber war, fand er einen großen Garten, darin waren Vögel, die konnten sprechen, und ein Haus, so durchsichtig wie Krystall. Da erschienen die sechs Männlein und führten ihn in das Haus. Hier war alles von Gold, selbst die Tiere: Hirsche, Hasen, Füchse u. s. w. Die Männlein forderten den Förster auf, sich etwas zu wählen; er wählte einen Zehnender. Nun nötigten sie ihn zum Essen. Die Speisen waren weiße Schlangen. Der Förster sagte zwar anfangs, das könne man nicht essen, aber das half ihm nichts. Nun mußte er sich in ein Bett legen, und als er erwachte, saß er wieder unter dem Baume in seinem Reviere, und schaute um und um, ob er denn träume oder wache. Neben ihm sprudelte eine Quelle, aus dieser kam eine jener Naturen heraus und sagte ihm, daß er nicht schlafe; neben ihm läge der Hirsch, den er sich gewünscht habe. Dann verschwand das Männlein wieder. Der Förster aber ging mit seinem goldenen Zehnender erfreut und verwundert nach Hause.

10.

Es gab einmal eine Zeit, wo in allen Gebirgsgegenden Deutschlands Venediger, überhaupt Italiener herumzogen, um, wie es hieß, Goldsand aufzusuchen. Sie handelten zum Schein mit Hecheln

oder Mäusefallen, und kehrten, wenn sie ihre Säckel mit dem sogenannten Goldsande gefüllt hatten, wieder heim. Solche Venediger, wie sie gewöhnlich genannt wurden, kamen auch auf das Fichtelgebirge, und manche denkwürdige Geschichte trug sich zwischen ihnen und den Gebirgsbewohnern zu. Unter anderen hielt sich einmal einer Namens Gabriel lange Zeit in dem Dorfe Wülfersreuth an der alten Egerschen Landstraße bei einem Bauer auf. Er war da wie zu Haus und wurde wie ein Mitglied der Familie behandelt. Am Tage wanderte er im Gebirge herum, und abends, wenn er heimkam, schlief er hinterm Ofen und lag auf Tierfellen von wilden Schweinen, Bären und Wölfen, denn solche Bestien gab es damals häufig noch im Fichtelgebirge.

So lebte Gabriel zehn Jahre lang in steter Einigkeit und Freundschaft bei dem Bauer. Keiner störte den andern in seinen Geschäften. Der Bauer fragte nicht, wo der Fremdling am Tage herumgehe, was er suche, ob er denn gar nicht wieder heimkehren wolle, und dieser bezahlte wöchentlich seine Zeche, ohne zu äußern, daß er bald, daß er überhaupt einmal wieder fortgehen werde. Beide waren an einander gewöhnt und lebten gern beisammen.

Da es dem Bauer nach einer langen Reihe von Jahren gar nicht einfiel, daß sein Freund ihn je wieder verlassen könne, so kam es ihm um so unerwarteter, als Gabriel ihm einst ganz schlank sagte: er werde des andern Tages aufbrechen, nach Venedig zurückgehen und nie wieder in diese Gegend kommen. Alles im Hause war betrübt über diese Nachricht, und Weib und Kinder weinten, als gehe ihr Vater weg. Aber Gabriel ging doch. Beim Abschied drückte er seinem biederen Hauswirt recht herzlich die Hand und sprach:

„Leb wohl, Hans, und laß dir zum Abschied noch sagen: Es steht dir ein trauriges Geschick bevor. Du wirst einst in große Not geraten, wo du Geld und Freunde nötig hast, wenn du gerettet werden sollst. Denk dann an mich, deinen Freund Gabriel, und komm nach Venedig. Leb wohl!"

Und dort ging Gabriel hin. Der Bauer sah ihm stumm nach, so lange er konnte. Dann kehrte er still in sein Haus zurück und dachte dem dunklen Worte nach.

„Ein feiner Abschiedsgruß," sprach er. „Zehn Jahre lang habe ich ihn gehegt und gepflegt, und zum Dank hinterläßt er mir die Nachricht, daß ich in große Not kommen werde! Nimmt mir

diese Prophezeiung nicht all meine Ruhe weg!? Konnte er nicht lieber sagen: du wirst in Not kommen!?"

Aber sein Weib, ein kluge Frau, redete ihm zu, sich der Worte zu entschlagen und nicht weiter daran zu denken. Doch schwer wurde das dem guten Hans, und nur die Zeit konnte das Andenken daran etwas schwächen. Es verging ein Jahr, es verging noch eins, und da noch immer keine Not eingetreten war, so ließ der Glaube an die Prophezeiung nach, und kein Mensch im Hause dachte weiter daran.

Nach vier Jahren war Hans eines Sonntags wie gewöhnlich in der Schenke. Er hatte sichs wohlschmecken lassen und war etwas mehr als lustig. Da erhob sich vor der Thür des Hauses ein Gezänk zwischen jungen Burschen. Erst wars ein heftiger Wortwechsel, dann raufte man sich an den Haaren, und endlich schlug man sich. Hans kam, gleich anderen, heraus, Frieden zu stiften, und bediente sich dazu eines ausgerissenen Stuhlbeins. Er schlug derb drein, der Branntwein ließ ihn nicht sehen, wo er hinschlug, und ach, da schlug er einen jungen Bauer mausetot! — Plötzlich wurde der arme Hans nüchtern, und fort sprang er, der gerechten Strafe zu entgehen. Zwar verfolgten ihn die Verwandten des Erschlagenen, aber die Dunkelheit der Nacht und der dicke Wald bargen ihn. Sechs Stunden lang war er in einem fortgelaufen, da ward er matt und mußte sich setzen und schlief ein. Spät am andern Morgen erwachte er, und nun erst fühlte er ganz das Traurige seiner Lage. „Was thue ich? Wohin wend' ich mich?" rief er weinend aus. Da fielen ihm plötzlich Gabriels Worte ein. „Ja Gabriel, ich komme zu dir!" Sprachs, sprang auf und schritt wie neugestärkt vorwärts. „Aber wo liegt denn Venedig? rechts, links, vorwärts oder rückwärts?" Wer konnte ihm die Frage beantworten? Er ging daher auf gut Glück immer vorwärts. Mancher lachte ihn aus, den er nach dem nächsten Wege nach Venedig fragte, mancher wies ihn zurecht. So kam er denn endlich nach zehn vollen Wochen in der schönen Stadt an. Kaum hatte er ein paar Schritte in derselben gethan, so fragte er den ersten, der ihm begegnete, wo Gabriel wohne. Aber der ließ ihn stehen und gab ihm keine Antwort. Er ging weiter, sah sich überall nach Gabriel um, aber Gabriel war nicht zu finden. Er fragte wohl noch zehnmal nach Gabriels Wohnung, aber man lachte ihn aus oder antwortete höchstens durch Kopfschütteln.

So verging der erste, der zweite und auch der dritte Tag. Hans lief sich matt und müde durch alle Straßen, fragte und fragte, aber Gabriel war nicht zu finden.

„Ach ich Unglücklicher!“ rief er aus, „da bin ich nun in Gabriels, meines alten Freundes Stadt, und kann ihn nicht finden. Nach Haus darf ich nicht kommen, Geld habe ich auch nicht mehr, was soll aus mir werden!“

Voll Kummer setzte er sich auf die Mauer an einem Kanal, und die hellen Thränen liefen ihm über die Backen. „Finde ich ihn heute nicht,“ sagte er, „so stürze ich mich ins Meer.“

Da wars ihm, als hörte er seinen Namen rufen. Er schaute umher, horchend, ob er sich auch nicht irre. Da rief eine Stimme noch lauter:

„Hans, Hans vom Fichtelgebirge!“

Hans sprang auf, schaute umher, sah aber keinen, der ihn gerufen hätte. Unwillkürlich ging er einige Schritte vorwärts und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Da rief die Stimme nochmals:

„Hans von Wülfersreuth, suchst du deinen Freund Gabriel? hier, hier oben bin ich ja!“

Hans schaute nun in die Höhe, und siehe, da winkte ihm Gabriel aus dem Fenster eines schönen, großen Palastes. Er traute seinen Augen nicht. Es war zwar Gabriels Stimme, Gabriels Gesicht, aber wie geputzt, wie stattlich gekleidet war er, und in welch prächtigem Palaste wohnte er! Unentschlossen, was er thun sollte, blieb er betroffen und verwirrt stehen.

Da that sich die Thür des Palastes auf, und Gabriel, der Besitzer desselben, trat köstlich angethan heraus.

„Je Hans, kennst du denn deinen alten Hausfreund Gabriel nicht mehr?“ Hans maß ihn vom Kopf bis zum Fuß und blieb wie versteinert stehen. Gabriel faßte ihn darauf bei der Hand, zog ihn in das Haus und führte ihn in ein prachtvolles Zimmer.

„Erkennst du mich denn immer noch nicht, Hans?“ sprach er, „ich bin ja Gabriel, der zehn Jahre bei dir in Wülfersreuth wohnte!“

Hans schüttelte den Kopf und sprach kein Wort. Da verließ Gabriel das Zimmer und ließ den betäubt dastehenden Bauer allein.

„Was soll daraus werden!“ dachte Hans, und sah sich im

Zimmer verwundert um, ohne von der Stelle zu weichen. Da that sich die Thür nach einer kleinen Weile wieder auf, und Gabriel trat, bekleidet mit demselben schmutzigen Anzuge, den er in Wülfersreuth damals getragen hatte, herein.

„Ach! Gabriel, du bist's!" schrie Hans, und die Freunde lagen sich in den Armen. Nun war Hans wieder wie sonst gegen Gabriel. Er duzte ihn, wie früher, und erzählte ihm sein Schicksal, sein Unglück und seine Wanderung nach Venedig aufs umständlichste.

So verging der Tag unter traulichen Gesprächen, bis es Schlafenszeit war. Da sagte der reiche Gabriel:

„Nun, alter Hans, bei wem willst du diese Nacht schlafen? Du hast die Wahl, bei einem Bären, bei einem Wolfe, oder bei einem wilden Schweine."

Der Fichtelberger wußte nicht, was die Fragen bedeuten sollten. Er ahnte nichts geringeres als die Bestrafung seiner Freiheiten in diesem kostbaren Herrenhause. Da er schwieg, nahm ihn Gabriel lächelnd bei der Hand und führte ihn durch eine Menge Gemächer, wovon eines immer köstlicher geschmückt war, als das andere. Dann gings eine lange Galerie hin in den abgelegensten Teil des Hauses, wo sie endlich in ein Schlafgemach traten. Hans war gefolgt, aber immer voller Furcht. Was erblickte er jedoch hier! drei goldene Betten standen da, wovon das eine wie ein Bär, das andere wie ein Wolf und das dritte wie ein wildes Schwein künstlich gearbeitet war.

„Sieh, Hans!" sprach Gabriel, „diese Betten und alle Kostbarkeiten, die du in meinem großen Palaste findest, sind die Früchte meines Aufenthaltes bei dir auf dem Fichtelgebirge. Dorther holte ich Goldsand, den ihr nicht kennt und daher nicht achtet, und machte mich damit zum reichen Manne. Dort schlief ich in deinem Hause auf Bären-, Wolfs- und Wildschweinsfellen, jetzt wähle du, in welchem Bette du schlafen willst. Gute Nacht!"

Gabriel verließ den erstaunten Hans. Dieser wählte das Bärenbett und schlief köstlich bis zum andern Morgen.

11.

Hinter dem Hittisberge haben vor uralten Zeiten auf Halden und in Höhlen die Venediger gehaust, das sind Männchen und

Weibchen gewesen, ganz kleine Leute, fromm und gescheit. Auf den Halden am Hittisberge hat man sie manchmal klopfen und hämmern hören. Hier gruben sie Steine, die sahen aus wie Feuersteine, waren aber nichts geringeres als Golderz. Sobald es Winter wurde, gingen die Venediger fort, man wußte nicht wohin, und im Frühling kamen sie wieder zurück, man wußte nicht woher. Zuweilen gingen sie in einstöckige Häuser zur Abendunterhaltung, redeten aber nicht viel, ausgenommen, sie konnten den Leuten einen guten Rat geben; das thaten sie nämlich gern. Wenn man aber stritt und zankte, so schrieen sie alle durcheinander: „orla brennt, orla brennt!“ und liefen zum Haus hinaus, so schnell sie konnten. Oft, wenn ein Mann oder ein Weib des Weges ging, gesellte sich ein solches Männchen zu ihm, ging eine Strecke mit und verschwand dann plötzlich. Oft sind sie auch zu den Bauern auf den Hof gekommen und haben hart am Heustock gesotten und gebraten, so daß das Feuer am Heu hinauffuhr, ohne jedoch etwas anzuzünden. Einst sollte ein Weibchen von ihnen niederkommen, da holte das Männlein eine Frau aus der Nachbarschaft herbei, die kam und half. Lohn wollte sie aber nicht, da gab ihr das Venedigerweibchen Kohlen in die Schürze und sagte ihr: „Thue deine Schürze nicht auf, und sieh nicht hinein, bis du nach Hause kommst.“ Wie aber das Bauernweib ein Stück weit weg war, da denkt es: Sie hat mir ja doch nichts als Kohlen gegeben, die mag ich nicht heimtragen, machte die Schürze auf und leerte die Kohlen aus. Als es heimkam, will es die Schürze ablegen und sieht, daß eine Dublone in einer Falte steckt. Jetzt erschrickt die Frau und denkt, sie hätte die Kohlen doch nicht ausleeren sollen, das Venedigerweibchen hätte ihr lauter Dublonen gegeben. Darauf kehrte sie um und ging zurück an den Platz, wo sie die Kohlen ausgeschüttet hatte, fand sie aber nicht mehr.

Eine ganz ähnliche Sage existiert von dem Biebersteiner Bergwerke im Gutachthal. Vgl. Bader, Badische Volkssagen, p. 78.

12.

Auf der Garsellenеck ist vor undenklichen Zeiten eine Goldquelle aus einem Felsen hervorgequollen. In die Nähe dieses kostbaren Wassers kamen einmal an einem hohen Feiertage während der Spätmesse drei Mädchen, deren jedes einen kleinen Eimer am

Arm trug. Ihr werdet sagen: die haben gewiß Gold schöpfen wollen? Nein, das nicht, zum Goldschöpfen wären die drei noch ein bischen zu dumm gewesen. Dieses Handwerk hat nur der Venediger verstanden, das war ein Männchen, das vor Zeiten in unserem Ländchen viele Stege und Wege hatte, und nicht selten kam es auch auf die Garsellenecf. Einmal hat es ein Hirt gesehen, wie es eine Kanne unter das Goldwasser bis zum Überlaufen hielt, und drauf davonflog wie ein Vogel.

Gerade an demselben Feiertage, als die drei Mädchen zur Goldquelle kamen, war auch der Venediger wieder da und wollte Schätze, wollte Gold holen. Die Mädchen suchten ein wenig abseits Erdbeeren und scherzten und lachten, als wenn alles in Ordnung gewesen wäre, während sie doch in die Kirche hätten gehen sollen, wie es sich an Sonn- und Feiertagen für Christen schickt. Auf einmal kam der Venediger hervor und fuhr die Mädchen an: „Was thut ihr da?“ Diese waren ganz erschrocken, sahen einander verlegen an und sagten: „O, nichts!“ Drauf sprach der Venediger: „So sollt ihr auch nichts anderes werden, als drei Felsen, damit ich mein Goldwasser darunter verstecken kann!“

Und so ist es auch geworden. Die drei Mädchen wurden zu drei aufragenden Felsen, sie stehen noch heute da, man heißt sie die drei Schwestern. Das Goldwasser wird wohl noch darunter versteckt sein, man findet es aber nicht.

13.

Ein Venedigermännlein zeigte sich ein paar Jahre hintereinander auf der Alpe Saphâl, wo es in Runßen und Tobeln sorgsam Steine zusammensuchte, mit denen es dann plötzlich wieder verschwand. Einmal kam ein Hirtenknabe zu diesem Männlein, als es eben wieder mit dem Ordnen und Packen seiner Steine beschäftigt war, und schaute ihm eine gute Weile zu, mochte aber das ganze Treiben als thöricht ansehen, denn er sagte halblaut bei sich selbst: „'s gît doch närr'sche Lût uf der Welt.“ Darüber ergrimmte aber das Venedigermännlein und brummte: „Du blöder Bube wirfst oft einer Kuh einen Stein nach, der mehr wert ist als die ganze Kuh.“ Diese Rede des Männchens faßte der Knabe gut ins Ohr und merkte sich auch genau das Aussehen der Steine, auf die der Venediger so erpicht war, und las dann später neben

dem Viehhüten auch solche Steine zusammen. Als er nun schon einen tüchtigen Haufen solcher Steine zusammengebracht hatte, so ging er damit in die Welt, um sie an den Mann zu bringen, aber niemand wollte sie ihm abnehmen. Endlich kam er auf seiner Wanderung nach Venedig und bot dort einem vornehmen Herrn seine Steine zum Verkauf an; der Herr hieß ihn mit seiner Ware ins Haus kommen. Der Knabe ging und stieg mit dem noblen Venediger eine breite Marmortreppe hinan, und kam in einen großen, goldprunkenden Saal; dort verschwand dann der Venediger in einem Nebengemach. Über eine Weile kam aus demselben ein kleines Männlein heraus, das der Knabe sogleich als das Venedigermännlein von Saphâl erkannte. Das Männlein musterte den Knaben und die Steine und sagte: „Du Spitzbube, du wärst nun in meiner Gewalt, und ich könnte dich töten, weil du mir mein Handwerk abgelauscht hast. Doch für diesmal will ich dir das Leben schenken. Aber wehe dir, wenn du wiederkommst!“ Es zahlte ihm dann für die Steine eine große Summe Geldes aus, stellte ihn beim Abschiede vor einen Spiegel und sagte: „da kannst du noch schauen, was gerade jetzt deine Leute zu Hause machen.“ Der Knabe schaute in den Spiegel, und siehe, da gewahrte er sein väterliches Haus; die ganze „hûsêr“ (Familie) saß vor demselben um einen Tisch herum und war gerade am Mittagessen, an den Wänden des Hauses waren Sensen, Rechen und Heugabeln angelehnt. Dieses idyllische Bild weckte in ihm fast Heimweh, und er eilte mit dem Erlös der Steine nach Hause und ward ein wohlhabender Mann.

14.

Einmal irrte auf den Höhen über Sateins ein Venedigermännlein herum, das war von Venedig, seiner Heimat aus als vogelfrei erklärt, und das wußte man in und um Sateins und strebte ihm nach dem Leben. Endlich wurde man des Männchens habhaft und wollte es töten. Das Männchen jammerte: „Laßt mich am Leben, ich will euch dann zum Lohne ein Goldbrünnlein zeigen, oder wenn ihr lieber wollt, eine lange, goldene Kette machen.“ Das alles half nichts, man tötete das Männlein und schickte die Nachricht von seinem Tode nach Venedig. Als Antwort auf diese Todesanzeige kam von Venedig zurück: „Ihr habt den Vogel gehabt, — hättet ihr ihn gerupft!“

15.

Auf dem Kapellenberge war einst eine Goldgrube, zu der ein Venediger in der Gestalt eines pilgernden Zigeunerhauptmanns 21 mal gewallfahrtet und dadurch reich geworden war, so daß er als Dolfo di Prestallez Doge von Venedig werden konnte. Seine Tochter zog, als Knabe verkleidet, mit ihm herum, und als sie bei ihrem Verweilen im Voigtlande einst ihre Künste mit einem Tanzbären produzierten, fiel dieser Vater und Kind an und drohte sie zu zerreißen, als der junge Besitzer von Schönberg dazwischen trat und den Bären erlegte. Zum Dank schenkte ihm der Zigeuner ein goldenes Kreuzlein und lud ihn ein, nach Venedig zu kommen. Ferdinand — so hieß der ritterliche Herr — kam dieser Einladung später nach. Unterwegs ward ihm das Kreuzlein, sein Erkennungszeichen, entwendet; aber durch eine wunderbare Verkettung der Umstände wurde er erkannt, und kehrte mit dem Dogen, der ihm seine Tochter zum Weibe gab, und dessen Sohne, der als Geistlicher in Rom gewesen war und dem geistlichen Stande entsagt hatte, ins Voigtland zurück, wo sie sich zum ersten Male gesehen hatten.



IV.

Vermischte Sagen.



1. Der verzauberte Kaiser.

Ein Bergmann, der still und fromm für sich lebte, ging einst am dritten Ostertage auf den Kiffhäuser. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch sitzen, mit einem langen, weißen Barte, der ihm bis auf die Kniee reichte. Als dieser den Bergmann sah, machte er ein großes Buch zu, worin er las, und sagte freundlich zu ihm: „Komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht."

Dem Bergmann eiste es über den ganzen Körper; doch der Mönch sprach ihm so tröstlich zu, daß er ganz freudig mitging und ihm versprach, keinen Laut hören zu lassen. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum mit einer Mauer umschlossen war. Da machte der Mönch einen großen Kreis mit seinem Krummstabe, und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand. Dann las er lange und laute Gebete aus dem großen Buche, die der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde und rief: „Thue dich auf!"

Da entstand unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse, wie bei einem fernen Gewitter, es zitterte unter ihnen die Erde. Und nun sinkt der Bergmann mit dem Mönch, der seine Hand umfaßt hält, mit dem Boden, soweit der Kreis umzeichnet war, ganz sanft in die Tiefe hinab. Sie treten hinunter, und der Boden steigt wieder langsam herauf. Sie befanden sich in einem großen Gewölbe.

Der Mönch geht mit festem Schritt voran, der Bergmann, mit zitternden Knieen hinterher. So gehen sie einige Gänge hindurch, bis es anfängt ganz dunkel um sie her zu werden. Bald aber finden sie eine ewige Lampe und sehen, daß sie sich in einem geräumigen Kreuzgange befinden. Der Mönch steckt hier zwei Fackeln an, für sich und seinen Begleiter. Sie gehen fort, und mit einem Male stehen sie vor einem großen eisernen Kirchenthore.

Der Mönch betet, hält die Springwurzel, vor der alle bezauberten Riegel aufspringen, an das Schloß und ruft: „Öffne dich, Thür!“ Und mit Donnerkrachen springen alle die eisernen Riegel und Schlösser von selbst auf, und sie sehen vor sich eine runde Kapelle. Der Boden war spiegelglatt, wie Eis, und wer nicht keusch und züchtig gelebt hatte (so sagte der Mönch zum Bergmann), der brach hier beide Beine und kam nie wieder zurück zu den Seinigen. Die Decke und die Seitenwände des runden Gewölbes flimmerten beim Schein der Fackeln, große Zacken von Krystall und von Diamanten hingen da herab, und zwischen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldener Altar, in der andern ein goldenes Taufbecken mit silbernem Fuß.

Der Mönch winkte seinem Begleiter, gerade in der Mitte stehen zu bleiben, und gab ihm in jede Hand eine Fackel. Er selbst ging zu einer ganz silbernen Thür, klopfte dreimal mit dem Krummstabe an, und die Thür sprang auf. Der Thür gerade gegenüber saß auf einem goldnen Thron der Kaiser Friedrich, nicht etwa aus Stein gehauen, nein, wie er leibte und lebte, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, mit der er beständig nickte, indem er die großen Augenbrauen zusammenzog. Sein langer roter Bart war durch den steinernen Tisch, der vor ihm stand, hindurchgewachsen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen über diesen Anblick. —

Endlich kam der Mönch zurück und zog seinen Begleiter schweigend fort. Die silberne Pforte schloß sich wieder zu, das eiserne Thor schlug mit schrecklichem Geprassel hinter ihnen zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordere Höhle kamen, senkte sich langsam der kreisrunde Boden herab. Beide traten darauf und wurden sanft in die Höhe gehoben. Oben gab der Mönch dem Bergmanne zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erze, die er aus der Kapelle mitgebracht hatte. Die Urenkel des Bergmanns verwahren diese zum Andenken noch heut.

2. Nach der Beichte.

Ein Bergmann ging an einem Sonnabend zur Beichte, um am darauf folgenden Sonntage zum Abendmahle zu gehen. Nun ist es alter Brauch, daß nach der Beichte niemand mehr arbeite,

sondern all' seine Gedanken auf das fromme Vorhaben richte. Der Bergmann aber wollte sein bißchen Lohn nicht einbüßen, und fuhr nach der Beichte dennoch wieder vor Ort. Aber kaum war er in der Grube, als der Schacht einstürzt und alle Spur von ihm verschwindet. Erst nach hundert Jahren, da andere Bergleute dort einschlugen und ein Bergwerk bauten, fanden sie in einem Gange einen Bergmann, der hatte einen großen, langen Bart und schien zu schlafen; und da sie um ihn redeten, erwachte er und fragte gleich: „Hat es schon zusammengeschlagen? Ich muß zum Nachtmahl gehen!" — Da sprachen die andern: „Es ist heute kein Sonntag und deshalb auch kein Gottesdienst, es ist Werkeltag." „Doch," sprach er, „nächten bin ich zur Beichte gewesen, und heint muß ich zum Abendmahl gehen."

Da geleiteten sie ihn aus der Grube und nach der Kirche, und holten den Pfarrer, der gab ihm das heilige Abendmahl. Und wie er es empfangen hatte, stürzte er zusammen und war ein Häufchen Asche. —

3. Die Goldgruben im Fichtelgebirge.

Im Fichtelgebirge liegen ungeheure Schätze verborgen, Geister schalten und walten darüber. Wie der Eingang zu diesen nie versiegenden Goldgruben zu gewinnen ist, lehrt folgende Erzählung eines Anwohners dieses Gebirges.

Jüngst war ich bei einem Familienfeste in einem Dörfchen auf dem Fichtelgebirge. Da lernte ich einen Offizier kennen, der den letzten amerikanischen Krieg mitgemacht hatte. Ich fand bald an ihm einen sehr unterrichteten Mann, der mich angenehmer unterhielt, als es Spiel und Tanz, womit die Gesellschaft beschäftigt war, gethan haben würden. Unter anderen teilte er mir folgende Erzählung mit:

„Im Anfange des amerikanischen Krieges stand ich als Sergeant bei den Feldjägern der Anspach-Bayreuthischen Hilfstruppen, welche damals der Markgraf Alexander in englischen Sold gegeben hatte. Auf unserem Heimwege nach Deutschland wurden wir in die Nordsee verschlagen. Entblößt von allen Lebensmitteln, waren wir in einer traurigen Lage. Ich wurde beordert, mich nach Lebensmitteln umzusehen, und sah mich zu diesem Zwecke genötigt, nach Bremen zu fahren.

Ich wurde bei einem Kaufmann einquartiert, der ein ungefähr siebenzehn Jahre altes Mädchen bei sich hatte, welches von der Gicht ganz gelähmt, gekrümmt und entsetzlich gequält ward. Es war seines Bruders Tochter, die sich, der ärztlichen Hilfe halber, nach der Stadt begeben hatte. Bisher waren alle Versuche vergebens gewesen, und die junge Leidende war immerfort an ihr Lager gefesselt. Dies traurige Schicksal störte die Zufriedenheit der Familie sehr, welche außerdem alle Ansprüche auf Lebensgenuß hatte. Sie war sehr wohlhabend, ja sehr reich zu nennen. Dieser Reichtum schrieb sich von der Mutter, einer geborenen Venetianerin, her; ursprünglich aber stammte er von dem Fichtelgebirge, von wo er nach Venedig gekommen war.

Durch einen sonderbaren Zufall befinde ich mich nun schon seit geraumer Zeit im Besitze eines Mittels gegen die Gicht, das, so oft ich es auch anwendete, nicht ein einziges Mal ohne die besten Wirkungen war. Ich äußerte darüber einige Worte gegen meinen Hauswirt und erbot mich zugleich, es bei seiner Nichte anzuwenden, wenn er Zutrauen, nicht zu mir, sondern zu meinem Mittel haben könne. Er ging sogleich darauf ein und zeigte mir dabei besonders deshalb ein ganz seltenes Zutrauen, weil ich vom Fichtelgebirge gebürtig war, welche Gegend im ganzen Hause als die Quelle seines Reichtums geliebt, ich möchte sagen, geachtet wurde. Ich wendete also mein Mittel an, und hatte binnen acht Tagen die Freude, das liebe Mädchen so wohl zu sehen, als es, nach der Versicherung der Verwandten, seit drei Jahren nicht gewesen war.

Durch Zufall verlängerte sich mein Aufenthalt in Bremen, und ich sah nun meine Patientin mit jedem Tage gesünder werden. Sie ging wieder allein, die Schmerzen peinigten sie nur noch selten, und die Farbe der Jugend vertrieb schon die Totenblässe auf ihren abgezehrten Wangen. Welch wohlthuendes Gefühl mir die ganz unbeschreibliche Freude dieser ganz achtungswerten Familie war, können Sie sich leicht denken. Dem Vater des Mädchens war sogleich Nachricht gegeben worden, und seine Freude war grenzenlos.

Als einmal wieder ein Brief von ihm anlangte, kam mein Wirt damit auf mein Zimmer, las mir Stellen daraus vor und legte zugleich ein versiegeltes Päckchen mit Gold auf meinen Schreibtisch, welches sein Bruder ihm aufgetragen hatte mir einzuhändigen. Meiner Weigerung, es anzunehmen, mußte er endlich nach-

geben. Er steckte es wieder ein. Aber nun zog er einige Papiere hervor und sagte mir dabei: „Wollen Sie jenes Geschenk nicht annehmen, so werden Sie doch hoffentlich diese Papiere nicht zurückweisen. Ich habe meinem Bruder geschrieben, daß Sie vom Fichtelgebirge gebürtig sind, da hat er mir diese vom Fichtelgebirge handelnden Papiere geschickt, um sie Ihnen zu übereignen. Sie rühren von den Vorfahren seiner Gattin her. Lange hatte er den Vorsatz selbst, eine Reise auf dieses in unsrer Familie hochgeschätzte Gebirge zu machen, allein jetzt hat er ihn aufgegeben. So wunderbar Ihnen auch der Inhalt dieser Papiere vorkommen wird, so brauchen Sie doch nicht an seiner Richtigkeit zu zweifeln. Auf diesem Wege holten die Vorfahren der Gattin meines Bruders ihren Reichtum vom Fichtelgebirge. So wahr — sagte er mit einem Blicke zum Himmel empor, — so wahr Sonne, Mond und Sterne am Firmament glänzen, so wahr sind alle darin angeführten Thatsachen!"

„Ich besitze diese Papiere und halte sie hoch."

Der Offizier teilte mir darauf das Wesentlichste davon mit. Er that dies nicht etwa scherzweise, sondern im ernsten Tone eines Zeugen der Wahrheit. Folgendes ist es: Wer die im Innern des weitläufigen Fichtelgebirges verborgenen Schätze heben will, muß zuerst den rechten Eingang in das Gebirge wissen. Diesen findet man aber auf der südwestlichen Seite am Goldberge, oberhalb dem Städtchen Goldkronach. Da ist eine vom Wasser gerissene tiefe Bergschlucht. In dieser geht man entlang bis an das erste Gebüsch. Da hebt man drei Steinchen auf, wie sie sich ungesucht darbieten, und steckt sie zu sich. Nun geht man in gerader Linie weiter und trifft eine Buche, welche die Dicke eines Kopfes neunmal im Umfange hat und dabei ein Zeichen enthält, das auf einen alten großen Baumstamm hindeutet, der einen unterirdischen Gang bedeckt. Wenn man nun auf dieser Stelle die mitgenommenen drei Steinchen auf die Erde wirft, so kommt aus dem alten Baumstamme ein Wesen hervor, das wie ein großer Affe aussieht. In der Hand hält es ein Bund alter verrosteter Schlüssel, öffnet damit die Thür zu dem unterirdischen Gange und geht voraus. Man kann ihm getrost folgen, denn es ist ein ganz unschädliches Wesen und leitet sicher. Nach einer Strecke Weges gelangt man zu einer großen, mit starken Schlössern verwahrten Thür. Die öffnet der Affe. Sie ist der Eingang in ein geräumiges Gewölbe. Von der Decke herab hängt eine brennende Lampe, die den Ort

mit einem matten Schimmer erhellt. Rings umher liegen geharnischte Männer im tiefsten Schlafe. Zur rechten Seite dieses Gemaches öffnet der Affe wieder eine eiserne Pforte. Diese führt in die Fortsetzung des verborgenen Ganges, durch den man nach einer ziemlichen Weile in einen großen Saal gelangt. Hier steht in der Mitte ein runder Tisch mit drei Wachskerzen, wovon aber gewöhnlich die mittlere nur brennt. Man naht sich dem Tische, rupft sich einige Haare vom Kopfe aus, hält sie an die nicht brennenden Kerzen, und augenblicklich brennen sie und geben den hellsten Schein von sich. Zwischen den Wachskerzen erblickt man ein aufgeschlagenes Buch, dabei eine Schreibfeder und ein feines Federmesser. Mit letzterem muß man sich an einer beliebigen Stelle seines Körpers verwunden, in das hervorkommende Blut die Feder tauchen, und damit seinen Namen in das Buch einschreiben. Der Affe, der mit einer Kerze in der Hand dieses Geschäft ruhig abwarten wird, führt sodann aus diesem Saale in ein neues Gewölbe. Von dessen Mitte herab hängt an einer Kette ein Beil, das durch ein Schloß festgehalten wird. Er öffnet mit einem Schlüssel seines Bundes dieses Schloß, nimmt das Beil heraus, und öffnet nun abermals ein neues Gewölbe. Dies besteht aus gediegenem Golde. Decke, Wände, Boden, alles ist Gold, und allerlei Formen und Figuren haben sich durch zusammengeflossenes Gold gebildet. Der Affe stellt jetzt die Kerze hin, legt seinen Bund Schlüssel dazu, und überläßt nun den erstaunten Fremdling seiner eigenen Thätigkeit. Dieser kann sich nun mit dem Beile so viel Gold abschlagen und abhauen, als er glaubt mit sich nehmen zu können. Mehr nehme er aber nicht, denn das bleibt kein Gold. Hat er sich nun hinreichend versehen, so trete er den Rückweg an. Er vergesse aber folgendes nicht: er nehme die Kerze und die Schlüssel zu sich, schließe jede Thür sorgfältig wieder zu, lösche die beiden vorhin angezündeten Kerzen im Vorsaale wieder aus, und lege alles an seinen gehörigen Ort. Versäumt er hiervon nichts, so wird er unversehrt und wohlbehalten wieder herauskommen ans Tageslicht. Wer nicht Mut genug haben sollte, diese Probe zu bestehen und bis in den Goldsaal zu gehen, der nehme wenigstens vor der Höhle des Berggeistes so viel Sand zu sich, als er fortbringen kann. Er ist auch gut und goldhaltig, nur hat man dabei noch die Mühe des Schmelzens. Mit verdicktem Drachenblut wird das Erz am leichtesten geschieden. Man dreht Kugeln davon und wirft sie in den Goldsand. Diese

Kugeln ziehen das edle Metall heraus und verwandeln sich dadurch in gediegene Goldkugeln. — Wie oft man einen solchen Gang in diese nie versiegenden, immer wieder zunehmenden Goldkammern wagen darf, davon enthielt jener schriftliche Aufsatz nichts. Ein einziger Gang macht aber schon so reich, daß man auch für die längste Lebenszeit genug haben kann. —

4. Der Jäger von Höllendorf.

In Böhmen, dicht an der sächsischen Grenze, liegt ein Ort namens Höllendorf. Dort lebte vor langer Zeit ein Jäger, über den das Gerücht ging, er stände im Bunde mit dem Teufel. Denn wenn er zum Fenster herausschoß, lag allemal vor seiner Thür jedes Wild, das er verlangte. Dieser Mann hatte schon längst und wiederholt die Tochter eines Obersteigers zur Frau begehrt, jedesmal aber abschlägige Antwort erhalten, teils wegen seines üblen Rufes, teils weil das Mädchen bereits einem Untersteiger versprochen war. Eines Tages nun war das Mädchen plötzlich verschwunden, niemand wußte wohin. Man bot alles auf, sie wiederzufinden, jedoch vergeblich. Der Geliebte des Mädchens war untröstlich. — Er hatte gerade Nachtschicht, da erschien ihm um Mitternacht der gute Berggeist, umgeben von hellstrahlendem Lichte. Der Untersteiger erschrak heftig, aber der Geist redete ihm mit guten und sanften Worten zu und sprach: „Fürchte dich nicht, ich bin der gute Berggeist; der böse steht mit dem Jäger in einem Bunde, und hat das Mädchen in einen Schacht geführt, dessen Eingang nur der böse kennt, und wozu außer ihm nur noch der Jäger Zutritt hat. Allein ich will dir helfen. Hier sind drei Gerstenkörner, diese lege gleich in die Erde. Bis morgen sind sie aufgegangen, und in drei Tagen tragen sie Frucht. Mache aus denselben Mehl, backe daraus einen Gerstenkuchen, und bringe ihn dem Jäger zum Geschenk. — Dies alles geschah. Drei Tage darauf kam der Jäger, bleich und am ganzen Körper zitternd zu dem Untersteiger und erbot sich, ihn dahin zu führen, wo sich seine Geliebte befände. Dieser, hoch erfreut, seine Verlobte wiedersehen zu können und dann auf immer mit ihr vereint zu werden durch des Priesters Hand, folgte seinem Führer über steile Berge und tiefe Thäler, durch dichte Wälder und sumpfige Ebenen, bis sie an dem Bestimmungsorte angelangt waren. Es war Nacht. Über ihnen

zogen sich dichte Wolken zusammen, tief schwarz war der ganze Himmel, und kaum stieg der Jäger den Schacht hinab, so erfolgte Schlag auf Schlag, und während des furchtbarsten Donnergetöses zuckten flammende Blitze. Bei dem blauen Lichte der Blitze sah der Steiger, wie über dem Jäger der ganze Schacht zusammenstürzte, und ihn und die Braut auf ewig begrub. — Weil nun der böse Geist über den guten siegte, nannte man den Ort, wo sich die Geschichte zugetragen haben soll: „Höllendorf.“

5. Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten hundert Jahren und mehr ein junger Bergmann seine hübsche junge Braut und sagte zu ihr: „Auf Sct. Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Nestlein.“ -- „Und Friede und Liebe soll darin wohnen,“ sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „dann bist du mein Einziges und mein Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein, als an einem anderen Ort.“ Als sie aber an Sct. Luciä der Pfarrer zum zweiten Male in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun jemand Hindernis wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen,“ da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, — der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, — da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie säumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rande für ihn zum Hochzeitstag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie.

Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz I. starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben, und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteranihöhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der

König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold II. ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säten und schnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schächten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre bei der Arbeit. Als man ihn aber zu Tage gefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundete und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam, und mehr mit freudigem Entzücken, als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte, sagte sie endlich: „Es ist mein Verlobter, um den ich fünzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen.“ Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Thränen ergriffen, als sie jetzt die ehemalige Braut sahen in der Gestalt des hingewelkten, kraftlosen Alters, und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete seinen Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr kleines Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhofe. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof, und ihn die Bergleute holten, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit rotem Streifen um, und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als

wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder noch zehn im kühlen Hochzeitsbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch ein wenig zu thun und komme bald, und bald wird's Tag. — Was die Erde wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten," sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

6. Ein Toter verwest nicht.

Am 20. September 1568 hat man zu Ehrenfriedersdorf im Erzgebirge einen Bergmann namens Oswald Barthel, der 61 Jahre vorher (1507) in den „Sauberg" gefallen war, noch ganz unverwest in seiner ledernen Bergkappe und Kleidern mit dem Grubenbeile, Naschеltasche und Zscherper wiedergefunden.

7. Näpfchenpfennige.

In alten Zeiten hatte es ein Pochjunge eines Morgens verschlafen. Er wohnte am Zellbach in Clausthal, und läuft deshalb gleich hinten aus seiner Gartenpforte über die Bremerhöhe nach seinem Thalspochwerke zu. Wie er eben aus seiner Pforte tritt, stolpert er über etwas, und als er sich umsieht, erblickt er einen Maulwurfshaufen, der glänzt wie Silber. Er fährt mit der Hand so hindurch, und was er damit fassen kann, das steckt er in seine Tasche und beeilt sich dann, an Ort und Stelle zu kommen. Dann denkt er den ganzen Tag über nicht mehr an den Vorfall. Wie er aber des Abends nach Hause kommt, klingelt's in seiner Westentasche, und wie er sie auszieht, siehe da! da sind lauter blitzblanke silberne Näpfchenpfennige darin. Von diesen hat die Familie noch bis auf den heutigen Tag mehrere aufbewahrt.

8. Der Traum.

Ein Bergmann in Clausthal träumte in der Nacht, er würde am darauf folgenden Tage Schaden nehmen. Darum fuhr er am

Morgen nicht ein, blieb daheim und legte sich auf das kleine Sopha, das in seiner Stube stand. Da fiel aber das Plätteisen herunter, das über ihm am Balken hing und erschlug ihn. Von der Zeit an fahren die Bergleute noch unverzagter als zuvor in den tiefen Schacht. Sie sagen, man sehe aus dieser Begebenheit, daß man überall in Gottes Hand stehe, und daß sie den, den sie erreichen wolle, auch auf dem Sopha zu finden wisse.

9. Steiger Calvör.

In einer Grube auf dem Andreasberg wird das Rotgülden gegraben, das ist so kostbar, daß die Bergleute, die aus dem Schachte kommen, am ganzen Körper untersucht werden. Dort kamen nun in einer gewissen Zeit sehr viele Bergleute zu Tode, die des Nachts arbeiteten. Einst nahmen sich zwei Kameraden vor, die Ursache dieser Todesfälle zu untersuchen. Da kam um die Mitternachtsstunde ein furchtbares Brüllen und Getöse, und es näherte sich ein unbändiger Ochs. Als aber die biederen Häuer diesen mit dem Bohrfäustel und mit dem Zweimenschenbohrer angriffen und ihm gehörig das Fell bearbeiteten, verstummte das Gebrüll, und bald darauf bat es mit menschlicher Stimme aus der Ochsenhaut heraus ums Leben. Die Bergleute rissen nun die Ochsenhaut herunter und brachten den Steiger der Grube, mit Namen Calvör, zum Vorschein. Dieser bot ihnen viel Geld, wenn sie schweigen wollten, denn er hatte die Ochsenhaut, die er im Schachte verborgen hielt, dazu benutzt, um die Bergleute zu erschrecken und dann zu töten, und so ungehindert das gewonnene Rotgülden aus dem Schachte bringen zu können. Die Bergleute aber wollten sein Geld nicht und zeigten ihn an. Aber als er festgenommen werden sollte, hatte er sich in den Schacht gestürzt. Dort hat er noch lange nachher gespukt und ist überall den Bergleuten im Wege gewesen; diese sagten dann: „Da ist wieder der lange Calvör mit seiner Ochsenhaut."

10. Die Kirche zu Zellerfeld.

Früher hat auf dem Zellerfelder Gottesacker auch eine Kirche gestanden. Wenn nun ein Bergmann umkommen sollte, so war die Nacht vorher die Kirche ganz erleuchtet, und wenn einer den

Mut hatte hineinzutreten, so sah er den Bergmann, welcher umkommen sollte, vor dem Altar im Sarge.

Einmal kömmt eine Frau des Nachts von Goslar mit einer Tracht grüner Ware. Die Frau sieht die Kirche hell erleuchtet, und da sie ein mutiges Frauenzimmer ist, geht sie hinein. Drinnen ist's so hell wie von tausend Lichtern, obgleich nirgends eines zu sehen ist. Vor dem Altar steht ein Sarg, und in dem Sarg liegt ihr eigener Mann als Leiche. Erschreckt eilt sie nach Hause und bittet ihren Mann, doch am nächsten Tage nicht einzufahren. Aber der Bergmann hat doch umkommen müssen, obgleich er nicht angefahren ist. Denn als er sich des andern Tags zum Schlafen auf die Ofenbank legte, fiel von dem Gesimse ein Plätteisen* herab, ihm gerade auf den Kopf, und tötete ihn auf der Stelle.

*) Vgl. IV, 8.

11. Der Stolln bei Blankenburg.

Vormals waren bei Blankenburg zwei gräfliche Mühlen, die eine am Bläßengehege, die Untermühle, und die andere da, wo der kleine Schot an den großen stößt, die Obermühle genannt. Zwei Brüder hatten diese Mühlen in Pacht. Der jüngere, weil seine Mühle der Stadt näher lag, hatte oft Mahlgäste, wenn sein Bruder in der Obermühle keine hatte. Da wurde der Brotneid rege, und das Wasser im Teiche an der Obermühle wurde der Untermühle vorenthalten. Darum ging einst der Untermüller mit einer Hacke hinauf, den Wasserlauf stärker zu machen, und da sich sein Bruder dem widersetzte, so kam es von Worten zu Thätlichkeiten, und der jüngere Bruder schlug mit der Hacke den älteren auf den Kopf, so daß er tot zur Erde fiel. Der Mörder wurde ins Gefängniß geführt, wo er einen Bergmann antraf, welcher gleichfalls das Leben verwirkt hatte. Beide sannen auf Rettungsmittel. Endlich machten sie den Vorschlag, daß sie die Stadt Blankenburg vom Wassermangel, welchen dieselbe bei einem schlecht angelegten Stolln im Tiergarten noch immer empfand, befreien wollten, wenn ihnen das Leben geschenkt würde. Sie trieben hierauf im Tiergarten einen Stolln am rechten Orte, die Stadt bekam Wasser, und die Übelthäter wurden begnadigt.

12. Verschüttete Silbergruben.

Die reichsten Silberbergwerke am Harz waren die schon seit

langen Jahren eingegangenen beiden Gruben: „der große Johann“ und „der goldene Altar.“ Davon geht folgende Sage:

Vor Zeiten, als die Gruben noch gebaut wurden, war ein Steiger darüber gesetzt. Der hatte einmal, als die Ausbeute groß war, ein paar reiche Stufen bei Seite gelegt, um, wenn der Bau einmal schlechter und ärmer würde, damit das Fehlende zu ersetzen und immer gleichen Gewinn hervorzubringen. Was er also in guter Absicht gethan, das ward von andern, die es bemerkt hatten, als ein Verbrechen angeklagt, und er zum Tode verurteilt. Als er nun niederkniete und ihm das Haupt abgeschlagen werden sollte, da beteuerte und beschwor er nochmals seine Unschuld und sprach: „So gewiß bin ich unschuldig, als mein Blut sich in Milch verwandeln, und der Bau der Grube aufhören wird. Wann dem gräflichen Hause, dem diese beiden Bergwerke zugehören, ein Sohn geboren wird mit Glasaugen und mit Rehfüßen, und er bleibt am Leben, so wird der Bau wieder beginnen; stirbt er aber bald nach seiner Geburt, so bleiben sie auf ewig verschüttet.“

Als der Scharfrichter den Hieb gethan, und das Haupt herabfiel, da sprangen zwei Milchströme statt des Bluts schneeweiß aus dem Rumpf in die Höhe und bezeugten seine Unschuld. Auch die beiden Gruben gingen alsbald ein. Nicht lange nachher ward ein junger Graf mit Glasaugen und Rehfüßen geboren, aber er starb gleich nach der Geburt, und die Silberbergwerke sind nicht wieder aufgethan, sondern bis auf diesen Tag verschüttet.

13. Das geopferte Wachslicht und Brot.

Als ein Mann von Bruchsal in einer nahen Erdgrube arbeitete, stürzte dieselbe plötzlich ein. Zum Glück lagerte sich über dem Manne ein großer Stein so, daß er ein festes Dach bildete, worunter jener unverletzt blieb. Nachdem dessen Frau den Einsturz der Grube erfahren, dachte sie gleich, ihr Mann könne darin noch leben, und opferte deshalb für ihn eine angezündete Wachskerze und einen Laib Brot in der Kirche. Sogleich stand vor dem Manne in der Grube eine brennende Wachskerze, und dabei lag ein Laib Brot, womit er so lange sein Leben fristete, bis er herausgegraben wurde. Dies gelang erst nach einigen Tagen; die Kerze brannte noch, und auch von dem Laib Brot war noch ein Teil vorhanden.

14. Die Untersberger.

Wer von Reichenhall nach Berchtesgaden geht, hat stets den weitberufenen Untersberg zur Linken. Dieser, von vielen im Volke auch der Wunderberg geheißen, steht eine Meile von Salzburg auf dem grundlosen Moor, wo einst vor alten Zeiten die große Hauptstadt Helfenburg gestanden haben soll. Er ist 6798 Fuß hoch, und überreich an Wäldern, Alptriften, Wild und heilsamen Kräutern, an Marmor und anderem kostbaren Gestein und Erz. Ein altes Buch sagt uns, daß öfters fremde Kunsterfahrene aus Welschland herbeikommen, die Erze und Mineralien insgeheim bearbeiteten, nebenbei aber die Bosheit gebrauchten, den Umwohnern die Fundgruben aus Neid zu verhehlen. Zahllose Sagen gehen von dem Untersberge im Munde des Volkes. Im Innern sei er ganz ausgehöhlt und mit Palästen, Kirchen, Klöstern, Gärten, Gold- und Silberquellen versehen. Kleine Männlein bewahrten die Schätze und wanderten ehedem oft um Mitternacht in die Stadt Salzburg, in der Domkirche daselbst Gottesdienst zu halten, aber auch nach anderen Kirchen der Umgegend.

Sieben Holzknechten und drei Reichenhallern kam einst auf schmalem Fußwege ein ganzer Zug schwarzer Männchen entgegen, vierhundert an der Zahl, Paar um Paar, ganz gleich gekleidet, zwei Trommler und zwei Pfeifer voran. Auch hörte man des Nachts in diesem Wunderberge Kriegsgetümmel und Schlachtgetön, besonders bei bevorstehendem Kriege. Zur mitternächtigen Geisterstunde kommen die Riesen hervor, steigen zum Gipfel und schauen unverwandt gegen Osten. Wenn es dann zwölf schlägt, erlischt ihr vorausgehend Flammenlicht, die Riesen verschwinden aus dem zaubervollen Bergesinnern, und brechen das Erz und hämmern am Gestein, oder sie wandeln mit netzförmigen Häubchen bedeckt mitten unter dem weidenden Vieh umher.

15. Die Salzmänner am Dürrenberge.

Am Salzberge, der am Dürrenberge zwischen Berchtesgaden und Salzburg liegt, ward im Jahre 1573 in dem Salzwerke in einer Tiefe von angeblich 6300 Schuh ein Mann ausgegraben, neun Spannen lang, mit Fleisch und Bein, in voller Kleidung. Das Fleisch war hart und gelb. Damals stand ein schrecklicher

Kometstern am Himmel. — Einen eben solchen Mann hat man auch im Jahre 1616 im St. Georgenstolln in demselben Berge ausgegraben und ihn jahrelang beim Stolln Clemens in einem Kämmerchen aufbewahrt, und haben dazumal viele Menschen diese beiden Salzmänner gesehen. Zuletzt aber fingen diese an übel zu riechen, wie die ägyptischen Mumien in der Altertumssammlung zu Nürnberg auf der Burg, und man hat für gut befunden, der Erde zurückzugeben, was ihr schon seit undenklicher Zeit angehörte, und die Salzmänner christlich begraben.

16. Wie die Bergleute nach Sachsen kamen.

In Harzburg ist zur Zeit Kaiser Heinrichs ein Berghauptmann gewesen. Der hatte eine wunderschöne Frau, die der Kaiser, als ihr Mann einmal abwesend war, zu seinem Willen zwang. Als nun der Berghauptmann wieder nach Hause kam und seine Frau ihm ihr bitteres Leid klagte, ging er in seinem Zorne nach Goslar, wo der Kaiser residierte, und forderte ihn zum Zweikampf heraus. Der Kaiser aber jagte ihn schimpflich fort. Da kehrte der doppelt Beleidigte nach Hause zurück, wiegelte die Bergleute, welche ihm untergeben waren, auf, und zog mit ihnen nach Sachsen, wo sie in Freiberg die ersten Bergwerke gründeten.

17. Die weiße Jungfer.

Am Markte zu Stollberg, im Kaufmann Kerst'schen Hause, wohnte ein Steiger. Der suchte nach Silber, konnte aber nichts finden. Da erschien ihm zuletzt eine weiße Jungfer und fragte, was er da suche. Er sagte es. Sie versprach ihm darauf, ihm einen reichen Erzgang zu zeigen, wenn er sie erlösen und dann heiraten wolle, ohne es ihr jemals vorzuhalten, daß sie ein Geist gewesen sei. Als er darein willigte, hielt sie einen silbernen Nagel in der Hand und sagte: wo sie diesen Nagel einschlüge, da sollte auch er einschlagen. Sie schlug den silbernen Nagel unter dem Auerberge ein, und der Schacht heißt heute noch „der silberne Nagel;“ ein Wegweiser führt dahin am Wege nach dem Auerberge (Josefshöfe). Einst entzweite sich der Steiger mit seiner Frau und sagte: „O du erbärmlicher Erdenkloß, ich habe dich ja

erst erlöst! Was wärst du denn ohne mich?“ Seitdem geriet der silberne Nagel in Verfall. —

Andere erzählen, die Jungfrau vom silbernen Nagel hieß Georgine. Der Nagel war 6—7 Zoll lang, die Silberader 7—8 Fuß stark. Sie stürzte sich zuletzt in den Schacht, und man fand kein Erz mehr.

Oft sahen die Bergleute den Berg- oder Erdgeist, welcher diese Georgine war, aber nur wie einen Schein*, dann war sie wieder verschwunden. Als Fremde einst auf ihre Kosten das Bergwerk wieder aufnehmen wollten, hörten stollbergische Arbeiter eine wundervolle Musik in der Tiefe. Sie gingen der Musik nach und fanden zwei tanzende Personen, die weiß gekleidet waren, und noch eine Mannsperson. Da sie sie aber genauer ansehen wollten, verschwanden sie in einer Ecke, wo die starke Erzader wiedergefunden ward. Dies wurde einem stollberger Offizianten gemeldet. Der sprach: „O ihr Thoren, was wollt ihr Fremde diese Erze langen? Laßt sie stehen für Stollberg.“ Sie mußten diesen Gang wieder verschütten; nun finden sie aber keine Erze mehr. Man sagt: „der silberne Nagel“ gäbe seine Schätze nicht eher wieder her, als bis ein Rosenstock von 7 Ellen und ein weißer Sperling auf dem Schlosse zu finden sein werden.

*) Vgl. IV, 30. 40. 50.

18. Ein weißer Hirsch verweist Bergleute.

Am Harzberg bei Goslar hat man einmal einen Schacht anlegen wollen, weil man vermutete, daß dort noch viele Erze verborgen seien. Da ist plötzlich ein weißer Hirsch erschienen, und hat zu Aller Staunen vernehmlich gesprochen, sie sollten absehen von ihrem Bemühen; denn so lange noch das Erz im Rammelsberge unerschöpft sei, so lange würde ihr Unternehmen fruchtlos sein. Und darauf ist er plötzlich, wie er gekommen, wieder verschwunden.

19. Der Rammelsberg.

Der Rammelsberg liegt gegen Mittag an dem Oberharz, nahe bei der Stadt Goslar, und ist ein sehr großer, hoher und außerhalb unfruchtbarer Berg. Man trifft auf demselben keine

Tannenbäume wie auf den benachbarten Bergen an, sondern es ist dasselbe nur mit Heidelbeeren, Preißelbeeren, Heidekraut und wenigen Sträuchern bewachsen. In seiner Höhe ist er eigentümlich zerklüftet. Unter anderem sieht man über den Obergruben einen Riß, der bei einer Länge von 100 Lachter an einigen Stellen 3—4 Ellen breit und so tief ist, daß man nicht auf den Grund sehen kann. Dieser Riß soll, dem Berichte der Bergleute zufolge, von Jahr zu Jahr weiter werden. Wodurch derselbe entstanden sei, darüber hat man keine gewisse Nachricht. In diesem Riß sollen nach der alten sächsischen Chronik an einem Tage so viel Bergleute verunglückt sein, „daß bei vierthalbhundert Weiber" zu Wittfrauen wurden, welche alle vor dem Berge gestanden und ihre Männer betrauert hätten.

In dem Rammelsberge soll mehr Holz verbaut sein, als in der ganzen Stadt Goslar.

20. Die Teufelsgrube bei Goslar.

A. Als der Bergbau bei Goslar anhub, hatte der Teufel auch eine Grube, die war sehr silberreich. Woher hätte er auch sonst das viele Geld nehmen sollen, das er denen verschaffen mußte, die sich ihm verschrieben? Er ließ daher drauf und dran arbeiten und bezahlte die Knappschaft wöchentlich, gleich den anderen Gewerken. Da aber alle Ausbeute, welche der Rammelsberg lieferte, gemeinsam verkauft wurde, was man dort die „Communion" (Vereinigung) nannte, aus der der Erlös dann unter die Grubenherren verteilt wurde, so ließen sich einstmals die übrigen Gewerken beigehen, den Teufel zu schuppen, worüber er so böse wurde, daß er seine ganze Grube zusammenwarf und unzugänglich machte. Bei tausend Menschen wurden von hereinbrechendem Gestein erschlagen. Dieser verfallene Ort heißt noch heute die Teufelsgrube.

B. Die Bergwerke bei Goslar liegen alle im kleinen Rammelsberge, im großen aber steckt noch viel mehr Gold und Silber, als in all jenen zusammen genommen; aber den darf jetzt niemand befahren, und so oft man auch einen Schacht hineingetrieben, es ist alles sogleich wieder eingestürzt und hat die Bergleute in den Gruben begraben. Das kommt aber daher, daß „der Böse" früher den Bergbau hier und in der Umgegend betrieben, weshalb man auch zahlreiche, mit Schlacken angefüllte Gruben, sogenannte Grauf=

kaulen, im Holze findet, in denen er die Erze geschmolzen. Diese Gruben hat er nämlich unten mit Holz gefüllt, hat dann die Erze darauf gelegt und alles oben mit Erde zugedeckt; dann hat er Feuer angemacht und so das Silber gewonnen. So hat er auch den Rammelsberg bearbeitet und die Bergleute der Gegend haben ihm dabei geholfen, wofür er ihnen allwöchentlich ihren Lohn ausgezahlt. Einmal aber haben sie lange warten müssen, da er ausgeblieben, und einer hat sich in seinem Unwillen auf das Zahlbrett gesetzt und hat es beschmutzt. Da ist endlich der „Böse“ gekommen, hat sie alle von dannen gejagt und in seiner Wut gesagt, nun solle der große Rammelsberg nicht eher gebaut werden, als bis der kleine ausgebeutet sei. So oft man daher einen Schacht hineingeschlagen, über Nacht ist alles wieder eingestürzt, oder, wie andere sagen, es dürfen höchstens 6 Bergleute an einer solchen Grube arbeiten, den übrigen wird der Hals umgedreht.

21. Die Sage vom Hoffnungsschacht bei Goslar.

Vor 300 Jahren befanden sich die Grafen Stolberg-Wernigerode im Besitze mehrerer Erzgruben auf dem Harz. Von einer derselben, „die Hoffnung“ genannt, giebt es folgende Volkssage.

Ganz nahe bei Goslar wohnte ein armer Bergmann, Hans Bunkert genannt, der nahm einst, am 23. Dezember des Jahres 1522, seine Axt, und wollte während eines schauerlichen Schneegestöbers sein Haus verlassen, während sein hochschwangeres Weib bereits im Schlafe zu liegen schien. Allein dieselbe bemerkte sein Weggehen dennoch und fragte ihn, wohin er wolle. Er sagte, er wolle nur in den Wald gehen, um einen Christbaum für die Kinder zu fällen. Zwar redete sie ihm ab, fortzugehen und sie in ihren Umständen so allein zu lassen, aber er ließ sich nicht halten, ging hinaus in den finsteren Wald und suchte sich unter den dort stehenden Tannenbäumen ein schlankes Stämmchen aus, das er mit einem Hiebe seiner Axt fällte. Allein, kaum lag das Bäumchen vor ihm, da stand auch ein hoher Jägersmann hinter ihm und fragte ihn mit ernstem Tone, was er da mache. — Der arme Bergmann entschuldigte sich mit seiner Armut: wie er keinen Pfennig habe, um ein Christbäumchen zu kaufen und doch am heiligen Weihnachtsabend seinen Kindern, denen er weiter nichts bieten könne, wenig-

stens einen Lichterbaum habe anzünden wollen und dadurch zu diesem Eingriffe in fremdes Eigentum verleitet worden sei.

Der Jäger fragte ihn nun nach seinen übrigen Verhältnissen aus, und als er erfuhr, daß er bald Kindtaufe halten werde, da ließ er sich erbitten, schenkte ihm das Bäumchen und sagte: wenn seine Frau ein Mädchen zur Welt bringen werde, so solle er sie Maria nennen; er selbst wolle zum Taufessen kommen und das Nötige mitbringen. Damit schenkte er ihm noch einen Albertsthaler, um seinen übrigen Kindern Spielsachen zu kaufen, und führte ihn selbst nach seinem Hause zurück. Dort angekommen hörte er die Stimme eines neugeborenen Kindes, denn seine Frau war während seiner Abwesenheit von einem kleinen Mädchen entbunden worden.

Am dritten Tage des Weihnachtsfestes war die Taufe und die Paten saßen mit der Bergmannsfamilie bei dem sehr kläglich bestellten Gevatteressen. Da öffnete sich plötzlich die Thür und herein trat der fremde Jäger und hinter ihm sein Bursche, der einen schweren mit Wein und guten Speisen gefüllten Korb trug. Der Jäger trat hin zu der Wöchnerin, wünschte ihr Glück und bat, sie möge ihm doch ihr kleines Mädchen zeigen; dies that sie auch. Der Jäger nahm das Kindchen auf den Arm, küßte und segnete es und hing ihm eine goldene Schaumünze um, mit halb verwischtem Gepräge, indem er sagte: „Verwahret dieses Kleinod wohl, denn von ihm hängt euer und des Kindes Glück ab."

Sprach's, legte die Kleine wieder in der Mutter Schoß, drückte dem Vater und allen anwesenden Bergleuten die Hand und schied in finsterer Sturmnacht von dannen.

Nicht lange darauf pochte es an der Hausthür, und als der Bergmann öffnete, stand eine vor Frost und Ermüdung ganz in sich zusammengesunkene Zigeunerin vor derselben, welche flehentlich bat, sie in dieser Nacht in einer warmen Stube sich ausruhen zu lassen. Vater Bunkert, dem heute so viel Günstiges begegnet war, gewährte ihr auch ihre Bitte und rief sie herein, labte sie auch mit Speise und Trank und bereitete ihr dann ein weiches Lager am warmen Ofen. Am andern Morgen, als sie Abschied nahm, ließ sie sich die Hände des Bergmanns und seiner Gattin weisen, um wenigstens durch ein prophetisches Wort ihren Dank zu bezeugen. Sie betrachtete dieselben genau und sprach: „Das Glück ist bei euch eingekehrt, doch traut ihm nicht, sondern haltet an

Gott, so wird euer Ende sanft sein und ein Grab euch in der nämlichen Stunde bergen."

Jetzt forderte sie auch die kleine Maria, besah dieselbe lange und sagte: „Schön wie ein Engel wird sie werden, nur wahret sie vor der Liebe, sonst ist sie für euch verloren!"

Der Zigeunerin Prophezeiung traf ein. Hans Bunkert machte gute Geschäfte, und wo er einschlug, gab es gute Ausbeute. Zwar nicht reich, aber wohlhabend verlebte er mit seiner fleißigen Hausfrau zufriedene Tage; seine ärmliche Hütte war zu einem freundlichen Häuschen umgebaut worden und es fehlte der Familie nichts zu einem freundlichen Auskommen. So verflossen fünfzehn Jahre; weder der Jäger, noch die Zigeunerin hatten sich wieder sehen lassen. Die Kinder waren groß geworden und die älteste Tochter sollte das väterliche Haus verlassen, denn sie war eben mit einem schmucken Bergknappen getraut worden. Noch saßen Eltern, Brautleute und Hochzeitsgäste beim Hochzeitsschmause, während draußen um das Haus Schneesturm und Unwetter brausten, — da pochte es an die Thüre, und als dieselbe geöffnet ward, da trat ein schöner junger Jägersmann herein und bat, man möge ihm erlauben, ein Stündlein hier zu rasten, um dem schlimmen Wetter draußen zu entgehen. Gern ward ihm seine Bitte gewährt, er setzte sich zu der zu einer bildschönen Jungfrau herangewachsenen Maria auf die Bank und schaute sie so innig mit seinen großen blauen Augen an, daß dem Mädchen ganz wunderlich ums Herz ward. — Unterdessen legte sich der Sturm, der Mond ging auf und schon schlug die alte Wanduhr eins, da stand der Jäger auf, dankte den Eltern für Herberge und Bewirtung, hing der Braut ein elfenbeinernes, mit Silber eingefaßtes Kreuz zum Andenken um den Hals und nahm Abschied, während Maria ihm das Geleite gab.

Von diesem Augenblicke an konnte das Mädchen das Bild des Jägers nicht wieder aus ihrem Herzen los werden, sie mußte jede Minute an ihn denken. Da trug es sich einst zu, daß sie spät am Abend von ihrer verheirateten Schwester zurückkehrte. Auf einmal stand der junge Jägersmann vor ihr, ergriff sie bei der Hand und fragte sie, ob sie noch manchmal an ihn denke. Das junge Mädchen errötete zwar vor Überraschung, allein bald ward sie gesprächiger, erzählte ihm von ihren häuslichen Verhältnissen, und beim Abschied erwiederte sie seinen Händedruck.

Der Winterschnee war geschmolzen und die Schneeglöckchen blühten schon, als eines Tages Maria ihrem Vater und den Brüdern

das Mittagessen in den Schacht tragen wollte; da trat ihr im Birkenhain, den sie deshalb durchschreiten mußte, der Jäger in den Weg, fragte sie, wohin sie wolle, und bat sie, heute den Weg nicht zu gehen, sondern ihm die Besorgung des Korbes zu überlassen, er müsse einmal in den Schacht und könne schneller gehen als sie; zwar wollte das Mädchen erst nicht einwilligen, allein der Jäger wußte sie zu überreden, und so verbrachte sie längere Zeit mit ihm in freundlichem Kosen, bis er sagte, er müsse fort. Sie kehrte nach Hause zurück, allein noch war sie nicht lange daselbst wieder angekommen, als ihr Vater und ihre Brüder ängstlich ins Haus gestürzt kamen und nach ihr fragten. Verwundert fragte sie, warum sie so besorgt gewesen seien; da hörte sie, daß drei Bergmannsfrauen, mit denen sie gewöhnlich einzufahren pflegte, eben ums Leben gekommen seien, die morsche Fahrt sei gebrochen und sie alle seien auf der Stelle tot geblieben. Obgleich sie nun nicht gesehen worden sei, habe der Korb mit dem Essen bei ihnen gestanden und sie hätten daher geglaubt, sie müsse sich auf irgend eine Weise entweder gerettet haben, oder noch im Schachte sein, und deswegen seien sie heraufgekommen, um selbst nach ihr zu sehen.

Maria bat ihren Vater, nicht weiter mit Fragen in sie zu dringen, sondern damit zufrieden zu sein, daß sie gerettet wäre. In demselben Augenblicke pochte es ans Fenster, und draußen stand die Zigeunerin, die ihr einst kurz nach ihrer Geburt prophezeit hatte. Sie wurde von der Bergmannsfamilie gut aufgenommen, ließ sich die Hand des Mädchens zeigen und sprach: „Meine Tochter, willst du bei deinen Eltern und in der frischen Jugendwelt bleiben und dich der Sonne und des Mondes freuen, so meide den Jäger!“ Mit diesen Worten verschwand sie.

Die Eltern glaubten nun, dieser bösen Prophezeiung nicht anders die Spitze abbrechen zu können, als wenn sie ihre Tochter anderweitig verheirateten. Dazu bot sich auch bald Gelegenheit, denn der Sohn des Obersteigers in dem Bergwerke, wo Hans Bunkert arbeitete, hatte schon lange um sie gefreit, und diesem bewilligten sie ihre Hand. Maria liebte zwar den jungen Mann nicht, allein sie wagte doch nicht sich ihren Eltern zu widersetzen, und so ward die Verlobung mit demselben festgesetzt.

Am Abend vor dem dazu bestimmten Tage saß sie mit ihrem Zukünftigen im Garten hinter dem Hause in einer Fliederlaube, da stand auf einmal der Jäger zwischen ihnen und sprach mit fester Stimme: „Freund, sucht unter den Jungfrauen der Stadt

eine andere Braut, diese ist nicht für euch!" Und wie unter einem geheimen Banne stehend vermochte der junge Mann nicht sich zu widersetzen, er verließ den Garten. Allein dafür kam die Mutter der Braut herbei, fragte den Jäger, was er hier zu suchen habe, und hieß ihn nicht mit den freundlichsten Worten gehen, was er auch sofort that.

Am Morgen darauf saß Maria voll tiefer Gedanken in ihrer Kammer, da stand plötzlich wieder der Jäger vor ihr, fragte, was ihr fehlte und ob sie ihn noch liebe und seine Frau werden wolle; sie müsse aber mit ihm weit fortziehen. Maria weigerte sich zwar lange, aber endlich ließ sie sich doch überreden und versprach, ihm zu folgen, wohin es auch sei. Da bat sie der Jäger um die goldene Kette samt der Schaumünze an ihrem Halse als Unterpfand ihrer Treue und Liebe. Auch dieses teure Andenken konnte sie ihm nicht abschlagen. Allein, kaum hatte sie es hingegeben und ihr der Jäger zum Dank einen Kuß auf die Lippen gedrückt, als sie auf einmal entschlummerte und beim Erwachen sich nicht mehr in ihrer Kammer, sondern in einer schönen Grotte erblickte, auf weichem Mooslager, an ihrer Seite aber einen engelschönen Jüngling: nicht mehr der Jäger, nunmehr der König der Erdgeister. Zwar schauderte sie anfangs vor solcher Vermählung, doch die Liebe zog sie wieder hin zu ihrem Gatten, sie schmiegte sich an ihn, um auf ewig die Seinige zu bleiben. —

Als am andern Morgen Maria nicht zum Frühgebete herunter zu ihren Eltern kam und diese hierauf in ihre Schlafkammer eilten, um sie zu holen, fanden sie ihr Bett unberührt und die Stube leer. Auf dem Kopfkissen ihres Lagers aber lag, von Myrten und Rosen umkränzt, — — eine geknickte Lilie. —

Die armen Eltern ahnten den Zusammenhang und betrauerten die Tochter manches Jahr.

Während dessen hatte ihr ältester Bruder Gotthold sich auch verheiratet und nur ihr jüngster Bruder Joseph war noch zu Hause. Der hatte aber die verlorene Schwester nicht vergessen können und dachte immer und immer an sie. So saß er einst mit seinen Eltern beim Mittagsbrod in der Grube und sprach: „Ach meine gute Maria, wo magst du umherirren und Jammer und Elend ertragen?" — „Vertraue auf Gott!" mahnte scheltend der Vater, „Mariens und unser Schicksal liegt in seiner Hand." Und damit falteten alle die Hände und beteten für das verlorene Kind. Kaum hatten sie aber „Amen!" gesprochen, da rollte über

ihnen Donnerkrachen, Gesteinsmassen stürzten herab und verschütteten die Grube. Joseph meinte zwar, es sei noch möglich, sich hindurchzuarbeiten, und legte auch bereits Hand an, allein immer mehr verdichtete sich die Luft, und jammernd sanken Vater, Mutter und Sohn zusammen. Jetzt erschien, wie einst am Kindtauffeste, der Jäger, eine Fackel in der Hand, und sprach: „Retten kann ich euch nicht, aber erlösen von qualvollem Tode.“ Damit berührte er sie, und sie versanken in ewigen Schlaf. Der Berggeist aber, dessen Wohnung neben dem Schachte zur Hoffnung lag und der in den Felsen eine Krystallspalte angebracht hatte, durch welche Maria täglich ungesehen ihre Verwandten erblicken konnte, hatte den Zusammensturz wohl bemerkt, aber nicht verhindern können. Er rief also seine Gemahlin, nahm sie bei der Hand und führte sie hin zu den Schlummernden; die Felsenblöcke bildeten auf sein Geheiß ein Gewölbe über ihnen, und hier schliefen sie, von einer glänzenden Flamme beleuchtet, den Todesschlaf. —

Mehrere Jahre waren seit diesem Vorfalle verflossen, da beschloß man zu Goslar, die Grube wieder gangbar zu machen und womöglich die Verschütteten wieder zu finden. So zog denn am 26. Juni des Jahres 1563 ein langer Zug Bergleute zu diesem Zwecke dahin, an ihrer Spitze Gotthold Bunkert, jetzt Obersteiger, und Johannes, sein jüngster Bruder, jetzt Pfarrer zu Elbingerode. Nach einer rührenden Rede, in welcher der Geistliche seiner hier ums Leben gekommenen Anverwandten gedachte, that der Obersteiger einen gewaltigen Schlag in das feste Gestein. Hell tönte es wider, und ein blinkendes Licht strahlte ihm entgegen. Der Prediger aber trat, die Bibel in der Hand, hin zur „Hoffnung,“ aus welcher das Feuer erglänzte, und sprach: „Wer du auch sein magst, Geist oder Kobold, ich beschwöre dich im Namen der heil. Dreieinigkeit, dein Blendwerk zu lassen und die frommen Knappen nicht in ihrer Arbeit zu stören!“ Da dröhnten unter ihm die Felsenstücke, der ganze Berg schien sich zu bewegen, mit furchtbarem Geräusch rollte ein Granitblock vor ihnen hinab, und die beiden Brüder sahen vor sich ein hell erleuchtetes Gewölbe, auf Felsstücken ruhend und mit den lieblichsten Blumen geschmückt, und drinnen lagen freundlich lächelnd Hans Bunkert mit seiner Barbara und seinem Joseph, neben diesen Maria, die holde Jungfrau, einen Kranz frischer Rosen im Haar, und in einer Vertiefung ein Jüngling in grünem Gewande, der ihnen ernst zurückwinkte. Da sanken alle betend auf die Kniee, und als das Gebet vollendet war, da

rollte es wie ferner Donner, ein Felsen stürzte herab, dicht vor den Erschrockenen, und verschloß ihren Augen das geschmückte Flammengrab. Und als ein frevelnder Knappe das Eisen ansetzte und einen verwegenen Schlag auf den Granitblock that, da wankte der Felsen und ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die schwüle Luft. Alles eilte hinauf. Als aber der letzte Mann zu Tage war, da dröhnte die Erde, und mit furchtbarem Geprassel stürzte „die Hoffnung“ zusammen.

So oft man später versuchte, die Grube zu befahren, stürzte bei Nacht wieder ein, was bei Tage gearbeitet worden. Seit zwei Jahrhunderten hat man den Versuch nicht wieder gemacht.

22. Die drei Bergleute im Kuttenberge.

In Böhmen liegt der Kuttenberg; darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wenn sie morgens in den Berg gingen, so nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Öl versehen, drittens ihr bißchen Brot, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott, daß er sie in dem Berg bewahren möchte, und darnach fingen sie getrost und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vorn einfiel und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu sein und sprachen: „Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müssen nun Hungers sterben! Wir haben nur einen Tag Brot zu essen und einen Tag Öl auf dem Licht!“ Nun befahlen sie sich in Gott und dachten bald zu sterben, doch wollten sie nicht müßig sein, so lange sie noch Kräfte hätten; arbeiteten fort und fort und beteten. Also geschah' es, daß ihr Licht sieben Jahre brannte, und ihr kleines bißchen Brot, von dem sie tagtäglich aßen, ward auch nicht alle, sondern blieb eben so groß, und sie meinten, die sieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da sie sich nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für tot, meinten, sie würden sie nimmermehr wiedersehen, und dachten daran, andere zu heiraten.

Nun geschah es, daß einer von den dreien unter der Erde

so recht aus Herzensgrund wünschte: „Ach! könnt ich noch einmal das Tageslicht sehen, so wollte ich gerne sterben!" Der zweite sprach: „Ach könnt ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen und essen, so wollt ich gerne sterben!" Da sprach auch der dritte: „Ach! könnt ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt ich gerne sterben!" Wie sie das gesprochen hatten, so krachte der Berg gewaltig und übermächtig und sprang von einander. Da ging der erste hin zu dem Ritz und schaute hinauf, und sah den blauen Himmel, und wie er sich am Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich tot nieder. Der Berg aber that sich immer mehr von einander, also daß der Riß größer ward, da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus. Sie gingen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuser und suchten ihre Weiber, aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?" „Ja," antworteten jene, „aber die sind schon sieben Jahre tot und liegen im Kuttenberge begraben!" Der Zweite sprach zu seiner Frau: „Ich bin dein Mann," aber sie wollte es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da sagte er: „Hol mir das Bartmesser, das oben in dem Wandschrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu." Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich, und als er fertig war, sah sie, daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Essen und Trinken, so gut sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann satt war und eben den letzten Bissen Brot gegessen hatte, da fiel er um und war tot. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen: als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berge gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm tot hin.

Also hat Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

23. Der goldene Schacht in Reichenbach.

Zu Reichenbach im Schachte wächst falbes Gold zu Hauf',
Der Fleiß, die Mühe brachte an's Tag'slicht es herauf.
Stets hundert Mann im Stolln, die fuhren ein und aus,
Des Erzes viel zu holen, und hundert ruhen aus.

Den goldnen Esel finden, zu heben ihn empor,
Das hoffen sie in Sünden: sein Ohr lugt schon hervor.
Es pfeift der Geist im Berge entsetzenvoll und graus,
Es heulen schwarze Zwerge und löschen Lampen aus.
Doch hundert Mann im Stolln arbeiten immerzu,
Das goldne Tier zu holen, und hundert haben Ruh.
Und draußen toben Stürme, der Hase läuft bergan;
Es schwanken Haus und Türme und Glocken schlagen an.
Sie schlagen laut und helle jetzt neun und neunzig mal,
Es banget jeder Seele ob dieser Glocken Schall.
Die Menschen gehen, schwanken; die Erde zittert, bebt;
Mit schrecklichen Gedanken ist jede Brust belebt.
Doch hundert Mann im Stolln arbeiten immerzu,
Das goldne Tier zu holen, und hundert suchen Ruh.
Und als sie ihn gehoben, den Esel, golden schwer,
Und Einer fährt nach oben, Musik zu holen her,
O weh . . . da bricht die Erde, es fällt der Esel schwer,
Und neun und neunzig Menschen sind leblos . . . sind nicht mehr.
Seitdem ist nun im Schachte kein falbes Gold zu Hauf,
Der Fleiß, die Mühe brachte nur Gift statt Gold herauf.

24. Im Ziezelgrunde

bei Haueisen sieht man noch zahlreiche Schlacken von einem Schmelzofen (nach anderen von Backöfen), welche die Venediger (nach anderen die Bergmännchen) dort erbauten.

25. Reichenbach i. V.

nennen ältere Nachrichten eine Bergstadt wegen der Goldwäschen in der nahen Göltzsch und in dem Bache, der durch die Altstadt fließt. Die reiche damalige Ausbeute aus dem Seifenbächlein, wie dieses Wasser noch jetzt heißt, sei auch die Ursache des Namens „Reichenbach" gewesen.

26. Die Stadt Eisenberg

soll ihren Namen von einer beim ersten Anbaue gefundenen Ader Eisenocker erhalten haben.

27. Goldberg.

Die Stadt Goldberg, an der Katzbach gelegen, soll ihren Namen davon erhalten haben, daß man in alten Zeiten, namentlich im 12.—13. Jahrhundert, daselbst sehr viel Gold in den Bergwerken fand. Darum sagte ein Sprichwort: „Die Goldberger begraben ihre Toten in lauter Gold,“ weil zu der Zeit der Kirchhof auf dem Niklasberge der einzige Ort war, der nicht von Bergwerken unterminirt war. Dadurch aber, daß 600 Bergknappen von hier mit dem Liegnitzer Herzog in die Tartarenschlacht zogen und größtenteils in derselben das Leben verloren, geriet der Bergbau sehr ins Stocken. Im 14. Jahrhundert hob er sich wieder, bis er im 15. endlich wieder ganz aufhörte; man fand nichts mehr. Die Sage erzählt, die Bergknappen zu Nikolstadt hätten einen Mönch erschlagen, der den Zehnten von ihnen gefordert. Vor seinem Tode aber habe dieser den ganzen schlesischen Bergbau verflucht und die Goldgruben mit einem geheimen Bann belegt, also, daß sie keinen Ertrag mehr lieferten.

28. Oberhalb Frankenthal,

am Wehre, stand im 13. oder 14. Jahrhundert ein Kupferhammer, der sein Kupfer von der Berghöhe zwischen Töppeln und Pörsdorf bezog. Übrig ist von ihm nichts mehr, als eine Wiese, die die Hammerwiese genannt wird und auf der es nicht richtig sein soll.

29. Kupferner Kessel wird golden.

Wenn man einen kupfernen Sennkessel hundert Jahre lang in die Erde vergräbt, so wird er zu purem Gold, und es blühen alsdann gelbe Blumen an der Stelle. Ein solcher Kessel ist in der Alpe Klesenza eingegraben und der ist längst schon zu Gold geworden. Auch die gelben Blumen hat man einmal an der Stelle gesehen, aber am Nachgraben wurde man leider durch einen Felsensturz verhindert.

30. Das Teufelsloch.

Vom schweizerischen Sargans zieht eine mächtige Gebirgs-

kette längs des linken Rheinufers herab nach Werdenberg und weiter nach Sennwald, wo sie sich in das Kamorgebirge fortsetzt. In der Gegend über Sax und Gams erhebt sich auf dem Rücken dieses Gebirgszuges, wie ein riesiger Tafelaufsatz, eine senkrecht stehende Felsenwand, in der Mitte mit einem Loche, das durch die ganze Dicke der Wand geht, so daß, wenn abends die Sonne hinter dieselbe zu stehen kommt, ihre Strahlen wie eine goldene Garbe durch die Felsenöffnung dringen, was einen sehr überraschenden Anblick gewährt. Vom rechten Rheinufer, namentlich von der Lichtensteinischen Pfarre Bendern aus, erscheint die Öffnung dem freien Auge rund und ungefähr 7 Zoll weit im Durchmesser, mit einem Tubus besehen aber bei 30 Schuh hoch und nach oben zugespitzt. Über die Entstehung dieser Öffnung in der Felsenwand meldet die Sage:

Ein Bauer verpfändete dem Teufel seine Seele, wenn er — der Teufel — das ganze Schäner-ried in einem Tage abmähe und einfechse; doch sollte die Arbeit vor dem Abendläuten vollendet sein, widrigenfalls der Vertrag keine Gültigkeit mehr hätte. Der Teufel war schon bis zum Binden des letzten Fuders gekommen, als plötzlich und unerwartet die Abendglocke vom Benderer Kirchturme ertönte. Im größten Zorne über die mühevolle, beinahe vollendete und doch vergebliche Arbeit und in bitterem Verdrusse, daß ihm des Bäuerleins arme christliche Seele entgangen, faßte der Teufel den Wiesbaum und schleuderte ihn mit so riesiger Gewalt von dannen, daß er wie ein mächtiger Pfeil die Breite des Thales durchfuhr, über den Rheinstrom flog und im jenseitigen Gebirge die bezeichnete Öffnung schlug, die man von der Zeit an das „Teufelsloch“ nannte.

31. Die Schicht in der Christnacht.

Niklas war ein liederlicher Geselle; den Lohn, den er in der Grube erwarb, vertrank und verspielte er, und sein braves und fleißiges Weib mußte sich selbst und zum großen Teile auch ihn mit ihrer Hände Arbeit erhalten. Dabei aber erfuhr sie von seiner Seite auch noch schlechte Behandlung, und so traf es sich eines Tages, daß, als ihr Mann wieder betrunken nach Hause kam und sie ihm deshalb Vorstellungen machte, er sie bei den Haaren faßte und heftig schlug, ohne ihrer Klagen und ihres Jammers zu achten. Es war gerade am Christabende.

„Dir ist nichts heilig," schluchzte die Mißhandelte, „selbst die hohe Feier der Christnacht entehrst du durch dein wüstes Treiben!" —

„Was liegt mir an der Christnacht!" lärmte der Betrunkene, „ich will dir zeigen, daß sie mir so gleichgiltig ist, wie jede andere. Sogleich will ich in das Bergwerk und dort arbeiten, so lange es mir gefällt." Und hastig das Grubenlicht von der Wand reißend stürmte er wild zur Thüre hinaus.

Er kam zwar trotz seiner Trunkenheit unversehrt in den Schacht, konnte jedoch in seinem Taumel den Ort nicht finden, wo er gewöhnlich arbeitete. Er ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern begann an einem anderen Platze, wo gerade Arbeitszeug lag, emsig darauf los zu hämmern. Da hörte er plötzlich um sich ein Summen und Flüstern, Rascheln und Schleifen, und kleine dunkle Gestalten sah er wie der Blitz aus einer Felsenwand herausfahren und eben so schnell in der entgegengesetzten verschwinden. Eben so schnell erschienen sie wieder und vermehrten sich in Kurzem derart, daß sie einen förmlichen Kreis um den erstaunten Bergmann schlossen. Jetzt konnte er deutlich ihre Worte vernehmen, die sie einander zuriefen: „Er ist da, er ist da, sein Fleisch wollen wir essen, seine Knöchlein abnagen, — wird ein gutes Gericht werden. Kommt, die Messerlein schleifen!"

Niklas Erstaunen ging in Entsetzen über, als er diese Reden hörte und jetzt den ganzen Troß, der aus kleinen gespenstigen Bergknappen bestand, rasch fortstürzen sah. Sein Rausch war mit einem Male verflogen und hatte einer Nüchternheit Platz gemacht, welche ihm sagte, daß er sich in der Macht böser Kobolde befinde. Die Worte seines armen Weibes, als es ihm zugerufen, er habe die heilige Christnacht entweiht, klangen ihm in den Ohren; ihm schien es klar zu werden, daß die Strafe für diesen Frevel, sowie für seinen Lebenswandel überhaupt, gekommen sei, und der Gedanke, daß er den gespenstischen Rächern nicht werde entrinnen können, erfüllte ihn mit Verzweiflung. Jetzt erlosch plötzlich sein Grubenlicht und er hielt sich nun in seiner Trostlosigkeit für vollkommen überzeugt, daß an ein Entrinnen in der Finsterniß nicht zu denken sei, da er sich an einem ganz fremden Orte befand.

In diesem furchtbaren Augenblicke aber kehrte zum ersten Male seit langer Zeit wieder der Gedanke an Gott in seinem

Herzen ein, und sich auf die Knie werfend betete er in höchster Angst: „Herr, sei meiner armen Seele gnädig!“

Da erhellte mit einem Male ein glänzender Schein den unheimlichen Raum, ohne daß Niklas, der erstaunt aufgesprungen war, gewahr werden konnte, woher das Licht komme, und eine unsichtbare Macht hatte ihn erfaßt, und zog ihn unwiderstehlich rückwärts, so daß er sich nicht wenden und drehen konnte, sondern folgsam rückwärts schreiten mußte. Plötzlich stieß er mit dem Rücken an eine Fahrt und in demselben Augenblicke verschwand auch wieder das Licht; aber während des Verschwindens sah er auch ein kleines Kind in weißem Gewande über sich wegschweben. Kaum war wieder die Dunkelheit eingetreten, so hörte er schon aus der Ferne das Summen und Rascheln der Berggnomen, und ohne sich zu besinnen begann er rasch wie nie in seinem Leben die Fahrt hinan zu steigen, während er aus der Höhe deutlich genug vernehmen konnte, wie die Gnomen, von einem bläulichen* Scheine umgeben, aus einem alten verbrochenen Stolln mit blitzenden Messern in der Hand herbeistürmten und ihn zu suchen begannen. Sie kamen bis an die Fahrt, auf welcher Niklas emporkletterte, und suchten nach dessen Fußtapfen.

„Dort ist er hinaus, dort ist er hinaus,“ riefen die Stimmen durcheinander, indem sie den Fußtapfen folgten, welche, da Niklas rückwärts gegangen war, von der Leiter wegführten, und der geängstigte Flüchtling strengte alle seine Kräfte an, um den Verfolgern zu entrinnen, was ihm auch glücklich gelang, denn plötzlich sah er den gestirnten Himmel über sich, und die kalte Winterluft, die ihn anwehte, überzeugte ihn zu seinem höchsten Entzücken, daß er wieder in der Nähe von Menschen sei.

In allen Häuschen und Hütten war es hell, überall feierte man die heilige Christnacht, und vom Glockenturme ertönten die Glocken, welche zur Mette riefen. Die überstandene Todesangst und die wunderbare Rettung hatten auf Niklas einen tiefen Eindruck gemacht; sein vorangegangenes Leben trat vor seine Seele, und er beschloß, ein andrer Mensch zu werden. Er sah die Leute nach der Kirche gehen und auch ihn zog es mit Macht dorthin. Er wollte gleich heute mit einem neuen Lebenswandel beginnen, und seinem festen Willen gelang es auch.

Heiteren Mutes kam er aus der Mette nach Hause, und sein

*) Vgl. II, 40, 50.

betrübtes Weib erstaunte nicht wenig über das ruhige, friedliche Benehmen ihres Ehegatten, der zwar über das Vorgefallene ein tiefes Schweigen beobachtete, von nun an aber redlich bemüht war, seine bösen Gewohnheiten abzulegen, und in der That ein anderer Mensch wurde.

Die nächste Christnacht brachte Niklas erbaulicher und heiterer zu, als die vergangene, und erzählte seinem glücklichen Weibe am warmen Ofen, was er an demselben Abende des vorigen Jahres in der Grube erlebt.

32. Höckendorfer Silberbergwerke.

Konrad von Theler, welcher so wie seine Vorfahren den Pferden silberne Hufeisen aufschlagen ließ und, wo er ritt, Geld ausstreute, damit man wisse, welchen Weges die Theler gezogen, soll am 9. Sonntage nach Trinitatis, am 25. August 1557, um es in seinem Hochmute dem Herzog Albrecht in der St. Georgsgrube in Schneeberg gleich zu thun, der Ritterschaft der Umgegend ein glänzendes Gastmahl in seiner reichen Silbergrube „zur goldenen Krone“ gegeben haben, in welcher die Knappen Tische und Bänke aus den edelsten Metallen gehauen hatten und alles Geschirr der Tafel von gediegenem Golde und Silber war. Als man nun tief unter der Erde in wilder Lust schwelgte, zog von Bärwalde her ein furchtbares Gewitter auf, entlud sich unter orkanähnlichem Sturme mit Wolkenbrüchen über das Thal der wilden Weißeritz, und der über sieben Ellen hoch angeschwollene Fluß stürzte sich mit solcher Macht in das offenstehende Mundloch der „Krone,“ daß Ritter Theler mit all' seinen Gästen und Dienern da unten ertrank und das kostbare Geschirr und zur Prunkschau aufgestellte Silbererz verschüttet und verschwemmt wurde.

33. Die Mordgrube zu Freiberg.

Als um die Mitte des 14. Jahrhunderts das Bergwerk zu Freiberg im höchsten Flor war, trug es sich zu, da an Feiertagen gewöhnlich Zusammenkünfte und Tänze in der Nähe von Zechenhäusern abgehalten wurden, daß auch auf einer sehr berühmten Zeche zwischen Berthelsdorf und Erbisdorf ein solcher öffentlicher Reihentanz stattfand. (1360). Da ging gerade ein katholischer

Priester mit der Monstranz vorüber, um einen Sterbenden zu versehen. Der Küster gab das übliche Zeichen mit seinem Glöcklein, allein keiner der Tanzenden oder Zuschauer achtete darauf, mit Ausnahme des Fiedlers, der zum Tanze aufspielte; er ließ sich auf die Knie nieder, um dem heil. Sakramente seine Ehrfurcht zu bezeugen. Da that sich alsbald die Erde auf und verschlang die ganze anwesende Gesellschaft. Nur der fromme Fiedler blieb am Leben, der sich auf einem kleinen Hügel so lange erhielt, bis man ihm zu Hilfe kam; dann versank aber auch der Hügel, so daß man weder Tänzer noch Tänzerinnen je wiedersah. Seit dieser Zeit hat sich auch an diesem Orte niemals mehr ein nützlicher Bau vornehmen lassen. Man hat auch weder die Versunkenen, noch den Schmuck und das Geschmeide, das sie an sich und bei sich gehabt, retten können; denn ob man wohl oft räumte und sich viel Mühe gab, so stürzte doch das, was man den Tag über bewältigt, des Nachts wieder zusammen. Die Zeche behielt den Namen „Mordgrube."

Vor Zeiten ist die ganze Geschichte in der Kirche zu Erbisdorf abgemalt gewesen, und im Jahre 1490 hat man an der Stelle jenes Ereignisses noch ein gewaltiges rundes Loch, so groß wie der halbe Markt zu Freiberg, sehen können.

34. Der Teufel hört einen Bergmann beichten.

Im Jahre 1537 ist ein alter ehrlicher Bergmann zu Freiberg, namens Benedix Reisiger, der auf der Viehgasse vor dem Petershofe wohnte, sehr krank gewesen. Zu diesem ist der Satan vor aller Augen, in der Gestalt und Kleidung eines Geistlichen, mit einem langen Papiere, fast einer Kuhhaut gleich, gekommen und hat ihm gesagt, er sei als ein Notarius abgefertigt, alle seine Sünden, die er begangen, aufzuzeichnen, hat sich auch bei seinem Bette niedergesetzt, Feder und Tinte zur Hand genommen und den Bergmann seine Sünden aufzuzählen ernstlich geheißen. Wiewohl nun dieser anfangs sehr erschrak, faßte er doch bald wieder Mut, tröstete sich des Herrn Jesu Christi und antwortete: „Ich bin ein armer Sünder, willst du meine Sünden aufschreiben und bist du deswegen hergekommen, so schreibe obenan: „Des Weibes Samen, Jesus Christus, hat der Schlange den Kopf zertreten." Wie das der Satan hörte, verschwand er alsbald mit Papier und Tinte,

so daß nur ein übler, abscheulicher Gestank von ihm zurückblieb. Der Bergmann aber verschied kurz darauf in dem festen Glauben an das Verdienst Christi sanft und selig.

35. Der Satan setzt einem Bergmann hart zu.

Am 26. Februar 1607 hatte ein Freiberger Bergmann, der sonst seines stillen, eingezogenen Lebenswandels wegen sich eines guten Rufes erfreute, in der Fastnachtszeche, von anderen aufgehetzt, allerhand Üppigkeit getrieben und etliche leichtfertige Reden über Gott und göttliche Sachen geführt, unter anderem vorgegeben, daß, ob er schon in die Hölle käme, doch gute Gesellen genug darin anzutreffen sein würden. Als dieser nun abends heimging, erschien ihm der Satan in schrecklicher Gestalt und drohte, ihn, wenn er die volle Macht über ihn besäße, bald an den Ort zu führen, wo er die Gesellen zu treffen hoffe. Hernach fuhr er eine Zeit lang neben ihm in und aus der Grube, so daß der Bergmann nirgends Ruhe hatte, bis er endlich Trost bei seinem Beichtvater suchte, das heil. Abendmahl nahm, ein gottesfürchtiges Leben versprach und böse Gesellschaften mied. Da blieb der Satan aus und ließ sich nicht mehr sehen.

36. Das verschworene Bergwerk zu Schneeberg.

Als im Jahre 1478 in dem Mühlberge etliche Fundgruben aufgenommen, ein Stolln darin betrieben und auch sehr reiches Erz getroffen ward, da fuhren der Herr Römer, vermutlich jener Sebastian, der früher Rommer geheißen (vgl. I, Nr. 10), und sein Hause zu und wollten alles allein haben, nannten es auch die Römerzeche. Nachdem aber in dieser Zeche ein Kux bis zum Wert von 1200—1400 Gulden gestiegen war, geschah es, als der Lehnträger Römer fälschlich geschworen hatte, dieser Gang sei sein, daß das Erz auf dieser Zeche im Anbruch zu Kohlen, und sowohl hier als auf 11 bis 12 andern Zechen dieses Berges nichts mehr erbrochen ward. Gleich beim Schwur aber im Obergericht zu Zwickau ist das Gewölbe von selbst aufgerissen und hat das Glöcklein, womit man sonst die Diener hereinzurufen pflegt, von selbst erklungen. Daher ist das Sprichwort gekommen,

welches Herzog Georg von diesem Berge zu sagen pflegte: „Der Klößberg ein tauber Berg, der Mühlberg ein verschworner Berg, sehet mir auf den Schickenberg!“

37. Christoph Schürer in Schneeberg.

Als im 16. Jahrhundert der Bergsegen des Obererzgebirges jährlich sich minderte und überall ein Wehgeschrei über den Silberräuber (so oder Kobold nannte man das taube Erz, welches von bösen Berggeistern oder Koboldeu herrühren sollte,) sich erhob, da kam Christoph Schürer, eines Apothekers Sohn aus Westfalen, landesflüchtig seines evangelischen Glaubens wegen, nach Schneeberg, wo er als ein in der Chemie und Naturlehre wohlerfahrener junger Mann bald eine Anstellung bei den Hütten fand. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft gewann er die Liebe Anna's, der Tochter des Hüttenmeisters Rau, und bald auch durch sein einnehmendes Wesen das Jawort ihres Vaters, so daß die Hochzeit auf das nächste Bergfest bestimmt wurde. Ehe jedoch das Bergfest kam, drohte Schürers Unstern, alle seine Hoffnungen zu vereiteln. In seiner Forschungsgier war er nämlich auf den Gedanken geraten, den vielverrufenen Kobold, den verhaßten Silberräuber, durch chemische Zubereitung zu etwas Nützlichem umzugestalten. Er machte daher insgeheim in einer Schmelzhütte in Oberschlema vielfache Versuche und trieb es damit oft die ganze Nacht hindurch so eifrig, daß er bald in den Verdacht der Alchimysterei und Schwarzkünstlerei geriet. Als daher aus Platten in Böhmen, wo er sich, bei seinem früheren Aufenthalte daselbst, durch seinen Glauben Feinde und durch seine Kenntnisse und sein Ansehen Neider gemacht hatte, mehrfache Klagen einliefen, daß er ein Zauberer, Dieb und Glaspartierer gewesen sei, und man seine Auslieferung forderte, gebot der Bergmeister, ihn zu verhaften.

Eben war Schürer in der Schmelzhütte mit seinen Versuchen beschäftigt, da kam der Frohn ihn festzunehmen, fand aber die äußere Thür verschlossen und meldete es dem Bergmeister. Diesen sowie den Hüttenmeister Rau und einige Geschworene trieb jetzt die Neugier mitzugehen. Die Thür ward aufgesprengt, und mit funkelnden Augen trat der gesuchte Verbrecher den Eintretenden entgegen. Aber wie staunte er, als der Frohn ihn ergriff und ihm Handschellen anzwang; wie erschrak er, als ihn die Bergherren

mit Vorwürfen überhäuften und ihn einen Zauberer, Dieb und Partierer schalten!

„Männer“ rief er, schnell sich fassend, „Männer prüfen, ehe sie entscheiden! Meint ihr, ich treibe bösen Unfug hier mit schwarzer Kunst, so tretet her! Seht, das wollte ich gewinnen, und, Gott sei Dank! endlich ists gelungen. Ich meine, es soll dem Lande von großem Nutzen sein!“ Damit reichte er ihnen eine Mulde voll feinen, schönblauen Staubmehls hin. Die Bergherren staunten und begehrten zu wissen, wie er und woraus er solche Farbe bereitet habe. Schürer zeigte ihnen alles willig und reinigte sich so vor dem Verdachte, daß er ein Schwarzkünstler sei. Auch machte es dem Bergmeister so große Freude, daß derselbe versprach, alles zu thun, um Schürers Unschuld gegen die Anklage der Böhmen zu erweisen. Dies gelang auch dem wackeren Mann bald. Schürer erhielt nun seine Freiheit wieder und kam durch die Erfindung der schönen blauen Farbe, die man anfangs nur „blaues Wunder,“ später aber Schmalte nannte, zu großen Ehren, und als das Bergfest gekommen war, wurde er des Hüttenmeisters glücklicher Eidam.

38. Der Käthelstein bei Annaberg.

Im Dorfe Frohnau bei Annaberg lebte vor alter Zeit ein Steiger, Namens Günzer, ein frommer und redlicher Mann. Einst kehrte er zur Winterszeit von seinem Tagewerke in der Grube nach seiner Wohnung mitten durch den Wald zurück. Da trat plötzlich ein Mann aus dem Dickicht vor ihn hin und bat ihn, er möge ihm doch gestatten mit in sein Haus zu gehen und daselbst die Nacht hinzubringen; er getraue sich nicht in dem tiefen Schnee und der herrschenden Finsternis den Weg weiter zu finden. Zwar gefiel dem Steiger weder die Stimme noch das Aussehen des Bittenden, allein er hatte Mitleid mit ihm und gewährte ihm also seinen Wunsch. Sie schritten nun stumm neben einander bis ins Dorf; als sie aber an das Haus Günzers gekommen waren und ihnen die Tochter desselben, Katharina, die Thür geöffnet hatte, stieß diese bei dem Anblick des fremden Gastes ein furchtbares Wehgeschrei aus, ließ vor Schreck die Lampe fallen, welche sie in der Hand trug, und als der bekümmerte Vater dieselbe wieder angezündet und seine in Ohnmacht gefallene Toch-

ter wieder zum Leben gebracht hatte, sah er erst, daß jener verschwunden war. Er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als seine Tochter zu fragen, warum sie so erschrocken sei, allein diese antwortete, es sei der Teufel gewesen, der sie als Braut heimführen wolle; sie habe nämlich vergangene Nacht geträumt, sie liege im Walde und es komme ein Mann, ganz sowie der eben verschwundene Fremde, auf sie zu und nenne sie seine Braut, küsse sie, und lasse dann bei seinem Weggehen sich durch seine Hörner, Schwanz und Pferdefuß als den Teufel erkennen. Der alte Günzer war eben daran sie zu trösten, da erblickte er auf dem Tische ein Blatt Papier, auf welchem geschrieben stand: „In neun Wochen werde ich um Mitternacht ans Fenster pochen und meine Braut heimführen!" Nun war kein Zweifel mehr, daß der Traum in Erfüllung gegangen war. —

Vater und Tochter verlebten denn die neun Wochen in Angst und Sorgen, sie beteten zwar von früh bis abends, gingen auch zum Abendmahle, allein eine Stimme sagte ihnen, daß der Böse nicht so leicht von ihnen lassen werde. Und so war es auch. Als die Mitternachtsstunde des letzten Tages jener Frist verstrichen war, da pochte es ans Fenster und schrie mit schrecklicher Stimme: „Braut heraus! Braut heraus!" Günzer aber rief laut Gott um Beistand an, und der Gottseibeiuns verschwand unter Donner und Blitz mit den Worten: „Noch neun Tage, dann bist du meine Braut, oder eure Hütte steht in Flammen!"

So verstrichen abermals neun Tage unter Angst und Sorgen, und wieder kam die gefürchtete Mitternachtsstunde heran und mit dem zwölften Schlage klopfte es an das Fenster und rief: „Heraus die Braut, sonst brennt das Haus!" Aber der alte Günzer schloß seine besinnungslose Tochter in seine Arme und sprach: „Um Christi Wunden, hebe dich weg von uns, Satanas!" Da brüllte der Teufel: „Braut, das Haus steht in Flammen, nochmals neun Wochen Frist, und bist du dann noch nicht mein, so wird dein Vater elendiglich enden!" Mit diesen Worten verschwand er, allein das ganze Haus stand in Flammen, und nur mit der größten Mühe retteten beide ihr Leben.

Sie flohen nun zuerst zu Verwandten; allein bald bauten ihnen mitleidige Menschen eine andere Hütte am Rande des Waldes, denn ihre frühere war zu einem stinkenden Schwefelpfuhl geworden. Aber auch hier ward es nicht besser; schon kam wie-

der die neunte Woche heran, da übermannte einst am hellen Tage Käthchen der Schlaf und es träumte ihr, der Teufel mit seinem Gefolge schaue zu ihrem Fenster herein und wolle sie in seine höllische Residenz entführen, und als sie unter einem furchtbaren Schrei aus dem Schlafe auffuhr, da that sich auf einmal die Thür auf und ein Engel, umstrahlt von Rosenlicht, schwebte herein, ein Crucifix hoch in der Hand tragend, winkte ihr und sprach: „Folge mir, ich bringe dir Frieden!“ Er führte sie nun mitten durch den Wald auf einem ihr gänzlich unbekannten Wege, bis sie an einen Felsen kamen. Der öffnete sich, als der Engel ihn mit dem Kreuze berührte, und nun schritten sie durch eine Felsenspalte, bis sie ein hohes Thor erreichten, das wie Silber glänzte. Vor diesem saßen sieben Greise mit spitzen Mützen und langen Bärten. Als diese aber das Crucifix erblickten, da neigten sie sich tief, und das Knäblein und die Jungfrau traten in einen hohen Saal, der mit lauter Edelsteinen verziert war und durch deren Glanz sein Licht empfing. In diesem lag auf kostbarem Lager unter einem prächtigen Baldachin eine wunderschöne Frau, umstrahlt von einem Sternenkranz, und zu ihren Füßen lagen sieben Zwerge betend auf den Knieen. Als diese den Engel erblickte, fragte sie, was ihn herführe; dieser aber erzählte ihr die furchtbare Gefahr des unglücklichen Mädchens und bat sie um Hilfe. Hierauf gebot die Fürstin der Berge, denn das war sie, einem Zwerge, ihr eine Urne von Sardonyx aus einem Krystallschränkchen zu bringen, nahm daraus ein Kreuz von blitzenden Diamanten und sprach: „Käthchen, trage dieses Kreuz stets auf deiner Brust, und der Böse wird dir nichts anhaben können!“ Bei diesen Worten nahm der Zwerg eine Schnur Perlen aus der Urne, knüpfte daran das Kreuz und hing es ihr um den Nacken. Damit nahm er Käthchen wieder bei der Hand und führte sie denselben Weg zurück, den sie gekommen waren. Als er den Felsen wieder mit Hilfe des Crucifixes geöffnet, da nahm er Abschied von ihr und sprach, sie solle ruhig sein, denn sie stehe in Gottes Schutz. Als Käthchen nach Hause kam, fand sie ihren Vater daheim und erzählte ihm, was ihr begegnet war, zeigte auch das Kreuz als Beweis der Wahrheit ihrer Erzählung. Da erwiederte ihr derselbe, daß auch ihm etwas Ähnliches widerfahren, denn er habe im Schachte beim Graben ein goldenes Jesuskreuz gefunden. Als sie es näher betrachteten, um vielleicht ein Merkmal zu finden, an welchem sie den rechten Besitzer erkennen könnten, sahen sie den Namen des Stei-

gers darauf eingeschnitten mit den Worten: Dem Gläubigen hilft Jesus Christus.

So erwarteten sie voll guten Mutes das Ende der Woche und die früher so gefürchtete Mitternachtsstunde. Endlich schlug sie, und kaum war der letzte Schlag verklungen, da pochte es an das Fenster und brüllte: „Heraus die Braut, heraus die Braut!“ Da öffnete Käthchen selbst das Fenster und hielt dem Bösen ihr schimmerndes Kreuz entgegen, und unter furchtbarem Wehgeschrei wich er zurück; zuvor aber rief er: „Käthchen, dich schützt Gottes Macht, ich habe keinen Teil an dir; aber jetzt ist die Reihe an dir, Günzer, mir in die Hölle zu folgen; komm heraus, daß ich dich packen kann!“ Allein auch hier mußte er weichen, denn Günzer hielt ihm sein goldenes Jesuskreuz entgegen. Doch diesmal verschwand er nicht so ruhig, wie die früheren Male. Ein furchtbares Gewitter begann sich zu entladen, ein Orkan warf die stärksten Bäume nieder und erschütterte das Häuschen in seinen Grundfesten; der zum Strom angeschwollene Waldbach drohte dasselbe wegzureißen, aber kaum schlug es Eins, so war alles wieder still und der Mond leuchtete silberhell durch die finsteren Wolken. So ward nun Käthchen ihres höllischen Bräutigams ledig, und nach zwei Jahren ehelichte sie ein wackerer Bergmann aus Frohnau, der ihr schon längst sein Herz geschenkt hatte. Der Bergmeister aber verlieh demselben die Stelle des alten Günzer, der sich nunmehr zur Ruhe setzte und den Rest seines Lebens bei seinen Kindern zu verleben gedachte. Noch schenkte ihm Gott zehn Jahre, und er hatte die Freude, innerhalb dieser Zeit drei Enkel auf seinen Armen zu wiegen. Als ihn aber Gott abrief, da vergaß sein Käthchen nicht, welches Loos er mit ihr geteilt hatte, und wie die Fürstin der Berge sie herrlich geführt hatte. Darum ließ sie ihren Vater an jener Stelle am Felsen bestatten, wo der Engel denselben gespalten hatte, und nun ging sie jeden Tag hin, um dort für das Seelenheil des geliebten Verstorbenen zu beten. Dies that sie lange Jahre, bis sie selbst eine Greisin war. Einst aber ging sie auch, um an dem Grabe ihres Vaters zu beten, und kehrte nicht zurück, und als ihr Mann und ihre Kinder hinausgingen, um sie zu suchen, da fanden sie nur ihre Leiche, aus dem Felsen aber trat der Engel im Rosenlicht, küßte die Entseelte auf die Stirne, nahm ihr das Demantkreuz ab und schwang sich damit zum Himmel auf. Der tiefbetrübte Gatte aber rief einige seiner Kameraden herbei und brach ihr ein Grab in den Felsen

ein. Und als Raum genug vorhanden war, um den Sarg hineinzusetzen, und die Leidtragenden eben damit beschäftigt waren, denselben an seinen Ort zu stellen, da schwebten zwei Engel herab, hoben ihn von der Bahre, stellten ihn in den Felsen und schlossen denselben wieder mit einem großen Quadersteine so geschickt, daß niemand mehr sehen konnte, wo die Öffnung gewesen war. Seit jener Zeit nennt man jenen Felsen, wo Käthchen den ewigen Schlaf schläft, den „Käthelstein."

39. Bergbau bei Löbau.

In Löbau ist in früherer Zeit so ergiebiger Bergbau getrieben worden, daß die Bergleute übermütig wurden und in mancherlei Weise gefrevelt haben. Da ist plötzlich der Bergsegen wie zur Strafe versiegt.

Als vor einigen Jahren die Eisenbahnbrücke gebaut werden sollte, fand man in einem Steinbruche einen verschütteten Schacht, der teilweise noch gangbar war.

40. Basler in Joachimsthal.

Vor vielen Jahren lebte in der alten Bergstadt Joachimsthal ein gottesfürchtiger Gewerke mit Namen Basler. Er besaß nebst Haus und Acker eine Grube, welche eine gute Ausbeute an Silber gab und sein Vermögen beträchtlich vermehrte. Plötzlich aber blieb das blinkende Silbererz in den harten Felsadern aus und er traf auf lauter taubes Gestein.

Basler, der ein sehr unternehmender Mann war, stellte jedoch seinen nunmehr kostspieligen Bau nicht ein, sondern ließ rühriger denn je mit Fäustel und Bohrer weiter arbeiten, da er in Bälde in eine silberhaltige Teufe zu kommen hoffte. Schon war aber Schrank und Beutel leer, Haus und Acker verpfändet, und noch immer leuchtete ihm kein Hoffnungsschein in der Grube, im Gegenteil: seine Lage gestaltete sich von Tag zu Tag trauriger, denn er wurde von seiner Freunde Schwarm nun gemieden; einen Bergknappen nach dem andern mußte er aus seinem Dienste entlassen. Zuletzt war er auf seine Kräfte allein angewiesen; doch ließ er auch jetzt voll Zuversicht, daß Gott ihm helfen werde, den

Mut nicht sinken und baute unverdrossen und emsig im harten Gestein fort, — leider ohne allen Erfolg. Dadurch geriet seine Familie, die ehemals in guten Verhältnissen gelebt hatte, in die bitterste Not.

Um die Seinigen zu ernähren, sah sich der arme Basler, dem niemand mehr Geld vorstrecken mochte, gezwungen, nicht bloß Hausgeräte, sondern auch halbwegs entbehrliche Kleidungsstücke zu verkaufen.

Als eines Tages die Not aufs höchste gestiegen war und er sich weder zu raten noch zu helfen wußte, nahm seine Gattin, den Kummer ihres Mannes bemerkend, ihr teuerstes Kleinod, einen feingestickten Schleier, der von all ihren Habseligkeiten allein übrig geblieben war, in die Hand. Ihn hatte am Hochzeitsfeste die gute Mutter ihr ins Haar geknüpft und gesegnet; darum war der Schleier ihr so lieb und wert. Sie betrachtete denselben unter tiefen Seufzern lange mit thränenfeuchten Blicken; denn zentnerschwer drückte ihr Herz der schreckliche Gedanke, ihr kostbares Pfand mütterlicher Liebe zu veräußern. Endlich entschloß sie sich — freilich schweren Herzens — zum Verkaufe des Brautschleiers.

Aus dem gelösten Gelde kaufte Basler, nachdem er für das nötige Brot gesorgt hatte, Unschlitt ein, um sein Geleucht aufschütten zu können. Er wollte nämlich, um sein Glück zu versuchen, noch einmal anfahren, dann aber, falls auch dieser Versuch mißglückte, den Bergbau, der ihn zum Bettler gemacht, aufgeben.

Als sich nun Basler zur Fahrt nach der Grube gerüstet hatte, sprach er, treu seinem gewohnten Spruche „Bete und arbeite!“ ein herzinniges Bergmannsgebet, fuhr hierauf ein und schritt ans Tagewerk. „Herr,“ bat er, „du kennst mein ehrliches Sinnen und Trachten, sowie meinen und der Meinigen Jammer und Gram; erbarm' dich unser und segne heute meiner Hände Arbeit, damit ich viel, recht viel zur Verherrlichung deines Hauses beitragen kann!“

Es gingen nämlich gerade zu derselben Zeit — es war im Jahre 1536 — die Grafen Hieronymus und Laurenz Schlick daran, in Joachimsthal, der rasch aufgeblühten und zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Metropole des böhmischen Erzgebirges, eine neue, stattliche Kirche zu bauen. Wie sehr mochte sich wohl

unser frommer Basler, der früher so reiche Bergherr, gekränkt haben, daß er jetzt in seiner größten Armut gar nichts zum Baue des Gotteshauses beisteuern konnte! Er ergriff, gestärkt durch sein unerschütterliches, festes Gottvertrauen, sein Gezäh und arbeitete mit solcher Kraft, daß das Gestein weit umhersprang.

Da bemerkte er auf einmal, daß der Unschlitt in seiner Lampe zu Ende ging; er wollte nun sein Geleucht wieder auffüllen, allein der Unschlitt war verschwunden.

Bestürzt und unmutig, daß ihm auch seine letzte Hoffnung vereitelt sei, suchte er nach dem Unschlitt, und er sah eine Maus* mit demselben ihrem sicheren Versteck zueilen. Über das mutwillige Tierchen erzürnt, erfaßte Basler seinen Schlägel und warf nach dem Mäuschen. Aber nicht dieses zerschmetterte sein mächtiger Wurf, sondern das Felsgestein an der Öffnung der Wand, in der das Mäuschen verschwand.

Doch siehe, was schimmerte da unserem Basler entgegen? Ist's bloß blendender Schein oder Wirklichkeit? — Er prüft und findet, daß eine gediegene Silberader sich vor ihm geöffnet hat.

So wurde mit einem Male der Basler auf höchst merkwürdige und überraschende Weise wieder in den Stand gesetzt, den Bergbau, seine Lieblingsbeschäftigung, mit vielen Knappen zu betreiben. Er ward gar bald im vollsten Sinne des Wortes ein steinreicher Mann, der aber auch als solcher seinem früheren einfachen Lebenswandel treu blieb. Sein Gelübde erfüllte er treulich. Er spendete für die Kirche zu Joachimsthal ein silbernes Kreuz und ließ einen Predigtstuhl anfertigen, dessen Stütze ihn selbst als Bergknappen im Wams darstellte.

*) Vgl. II, 26 u. 28. IV, 46.

41. Das Salzwerk um Mitternacht.

Zu Hallein tief im Walde giebts einen tiefen Schacht,
Der öffnet, lang verschüttet, sich stets um Mitternacht;
Da glänzt von Grubenlichtern herauf ein roter Schein,
Es tönt wie mächtig Hämmern tief unten im Gestein.

Das sind die Knappen alle, die dort der Tod erfaßt
Bei frommergebnem Fleiße, im Tagwerk ohne Rast.
Sie schlummern in der Kühlung, wo sie der Bergsturz traf,
Und stehn nur mitternächtlich zur Arbeit auf vom Schlaf.

Es glänzt die Felsenhalle von hundert Lampen hell,
Drin quillt aus blauem Marmor ein mächtig frischer Quell.
Sie stehen längs den Wänden im grauen Berggewand,
Mit halbgeschlossnen Augen, mit nimmer müder Hand.

Sie höhlen tief im Felsen, — da funkelts wie Metall,
Sie fördern ihn in Blöcken den reinen Salzkristall,
Und zu dem Felsendröhnen und zu der Hämmer Klang
Ertönt von bleichen Lippen ein wunderbarer Sang.

Dann fassen rüstig hebend sie all das Salzgestein
Und streun es in die Quelle mit voller Hand hinein,
Und reichen sich die Hände und legen sich zur Ruh;
Und schlägt es Eins vom Turme, ist auch der Schacht schon zu.

Doch weiter rinnt die Quelle, tief, lauten Wellenschlags,
Verborgen, bis bei Hallein sie quillt zum Licht des Tags.
Da scheint ihr Lauf zu zögern, zu frieren scheint ihr Schwall,
Da bildet Stund auf Stunde sich reich der Salzkristall.

Das Wunder, das sich also mit jedem Tag erneut,
Es ist der Lohn, der schönste, den uns der Herr verleiht,
Des unberühmten Fleißes, der nimmer müde war. —
Selbst aus dem Grabe wirket er Gutes wunderbar.

42. Einige hundert Bergleute verunglückt.

Beim alten Silber- und Kupferbergbau Altzeche bei Schwaz, wo gegenwärtig wieder in den höheren Stolln gearbeitet wird, bestand an der Thalsohle ein Schacht mit einem ergiebigen Erzabbau. Dieser Schacht soll durch die Innwässer, welche infolge einer durch den Vomperthaler Wildbach verursachten Stauung austraten, ersäuft worden sein, wobei die im Schachte arbeitenden Knappen, einige hundert Mann, zu Grunde gingen.

43. Das Wachsen der Erze.

G. E. Löhneiß (Bericht vom Bergwerk, Leipzig 1690, p. 19) schreibt: „Es giebts die Erfahrung, daß noch immerdar Steine und Felsen wachsen, denn man findet Stolln, die nach üblichem Stollnrecht so weit genommen seyn, daß man mit einem Lauff-

karren geraum hindurchfahren können, die mit der Zeit also zusammengewachsen, daß einer mit Not dadurch kommen kann, so sieht man auch, daß oft das Gebirge die Kappen an Thürstöcken wie auch die Tragstempel gar ineinander scheubt und große Strauben daran drückt. Wenn man am Rammelsberge auf einer Strecke ein Stück Erz liegen läßt, so wächst es in kurzer Zeit wieder an, so daß man es nachher wieder mit Schlägel und Eisen heraushauen muß."

Johannes Mathesius (Luthers Liebling) schreibt in seiner Sarepta (Bergpredigten) p. 34 b., (auch hierüber von Löhneiß zitiert): „daß auff Albertham in St. Lorentz Fundgrube, innerhalb 20 Jahren, in einem Stempel gediegen Silber gewachsen sey, denn da sich der Steiger in der Grube umbsiehet, sey er in einer Strecken gewar worden, daß sich eine weiße geharste Arth im liegenden wohl halbes Orts hoch habe angelegt und gesehen, als wenn das Gestein verzieret wäre; als er solches herabgestochen und gesichert, habe er Silber gefunden, als wann es von einem Thaler gefeilet wäre, welches in der Prob 17 Mark gehalten."

„Wie er sich in der Gruben umbsieht, woher es dahin gesindert sey, wird er gewar, daß es aus der Fürst dahin getrofft sey, aus einer schwebenden Strossen, die unten und oben, hinten und forne verfahren gewesen, welche nur seine Bergfeste kaum drei oder vier Span dick gehabt habe, und siehet, daß eine gewisse Guhr oder Molkenfarbe Wasser auff den Stempel gesiegen oder geliefert, die auffen Stempel in das Brunloch gerunnen und hernach im liegenden herabgeflossen und sich alda angelegt, geliefert und erharst, wie er aber den Stempel ausgeschlagen, habe er ein strauben und spalten gediegen ziemich weiß Silber, darinn sich Hacken schneiden lassen, gefunden. Als aber der Steiger die Guhr über sich nachgebrochen, habe er eine Maute Ertz angetroffen, davon er Ausbeute geben, dann eben in der teuffe hatte zuvor das mächtige Ertz auffen Hauptgang gebrochen, davon sich ein Splitterlein abgekempt und wie es vom Gange weggefallen, habe es sich auffgethan und ein Bauch geworffen in der schwebenden Strossen, davon diese Schweflichte und Queckfilbrichte Feuchtigkeit kommen, oder gegoren hatte, aus welcher Guhr auch im verfahrnen Felde und unverschrottenem Gange gediegen Silber gewachsen sei."

Seite 30 b. l. c. sagt Mathesius: „Gott hat krafft seines Wortes Metallsaamen in die tieffen Abgründe der Erde geworffen, aus dem er durch Sonne, Mond und Sterne und durch der Ele-

mente Krafft ein Ertz nach dem andern wachsen läßt. Wer etwas von dem Samen hätte, der könnte reich werden.“ (Dasselbe fast wörtlich benutzt von Löhneiß l. c.)

Bei Kuttenberg und bei Arelsgrun soll das Gold aus der Erde herausgewachsen sein, so daß es die Schnitter mit dem Getreide abgemäht haben (l. c. 37 b.): Das Erz verdrückt sich, verschwindet plötzlich, wenn es von einem bösen Auge angesehen oder von einer diebischen Hand angefaßt wird oder „wenn ein böser Wind aus einem unwahren Munde es anweht.“ Ein schöner Anbruch vor Ort verschwindet, wenn man falsche Eide schwört (l. c. 38 b.).

In der Schrift: Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von C. E. F., Breslau und Leipzig 1756, p. 183 ff., heißt es: „daß zuweilen Gold und Silber aus der Erde nicht nur wie lange Faden oder Draht, sondern auch als ziemlich große Reiser, ja kleine Bäumchen wachsen,“ und wird diese Behauptung mit folgenden Historien belegt: — In der kaiserl. Kammer zu Wien wird ein zusammengewundener goldener Draht gezeigt, vier Ellen lang und sechs Quentlein schwer, den ein Bauer bei Tartza, vier Meilen von der Stadt Eperies in Oberungarn, in einem Flusse gefunden hatte. — Bei Dresden sah ein Winzer in seinem Weinberge etwas wie ein Seil hervorgucken. Er zogs langsam aus, und siehe, es war etliche Ellen lang, aber es zerbrach. Wie ers probieren ließ, wars das feinste Gold. — Ein anderer war müde und schnaufte unter einem kühlen Baume ein wenig aus, da sah er etwas gelbliches aus der Erde hervorragen. Wie ers vollends herauszerren wollte, merkte er, daß es unten in der Erde eingewurzelt sei. Er schlug mit der Haue etlichemal dran, allein es blieb unbewegt stecken. Endlich zog er einen ziemlichen Zahn hervor, wies ihn dem Goldschmied, „so nichts anders, als das beste Gold draus machen konnte.“ Der Winzer merkte den Ort und wie er wieder dahin kam, war noch ein solcher Zahn hervorgeschossen. Er langte ihn auch und wiederholte sothane Arbeit, bis ihm sein Junker und endlich der Fürst den Weinberg streitig machte.

Ein Bauer fand beim Pflügen etliche Ellen Drahts. Ohne zu wissen, was es sei, wickelte er denselben seinem Ochsen um die Hörner. Als er nun bald darauf einmal Holz nach Eperies zu Markte führte und eben vor eines Goldschmieds Hause still hielt, fragte ihn dieser, woher er den Draht hätte. Der Bauer erzählte es und gab ihn um ein Geringes aus Unverstand hin.

Ein anderer Bauer in Schlesien an der mährischen Grenze merkte, daß sein Pflug von etwas Hartem unter der Erde angehalten würde. Wie er nun nachschaute, wars ein ziemlich schwerer goldener Draht (cf. Gremsius, In arbor. homin. L. I. c. 7. sect. 5 § 18.).

Ein andrer fand in einem kleinen Bache unterm Sande fünf Drahtringe im Gewichte von 30 Dukaten (cf. Paterson, Dec. I. Eph. curios. ann. II. obs. 113. p. 188.).

Auf einer amerikanischen Insel werden auf manchen Bergen Bäume gefunden, die „güldene Adern" haben (P. Martyr. Dec. III. rer. ocean. lib. 8. p. 296.).

Im Jahre 1602 ward aus einem französischen Bauernweinberge eine schöne goldene Weinrebe als sonderbare Rarität König Heinrich dem Großen präsentiert.

Am Main und Neckar sind oftmals Weinblätter, ganz von Gold, gefunden worden.

In Ungarn wuchs an einem Orte über Goldadern ein Weinstock, dessen Stamm mit goldenem Drahte gleichsam umwickelt war.

Die Ursache dieser metallischen Vegetation ist nach unserem „Gewährsmann" C. E. F. und nach Kirchner, L. II. de magnet. P. 5. c. 3. p. 631: „daß die Wurzeln der Weinreben und Bäume metallischen Saft einsaugen, der sich ferner in Blätter und Reiser ergießet."

44. Erdleute.

Die große Tropfsteinhöhle bei Hasel wurde vor Zeiten von Erdmännlein und Erdweiblein bewohnt und heißt davon Erdmannsloch oder Erdmannshöhle. Diese Leute waren sehr klein und hübsch und standen mit den Haselern in freundschaftlichem Verkehr. Den Bösen gaben sie heilsame Ermahnungen, den Guten halfen sie bei den Haus- und Feldgeschäften, die dadurch wohl gediehen. Manchmal nahmen sie aber auch den Arbeitern auf dem Felde Brot und Kuchen weg und legten dafür Steine aus ihrer Höhle hin, welche ganz das Aussehen dieser Gebäcke hatten.

Als einst in dem Thälchen gegen Wehr ein Erdmännlein von einigen Leuten erhascht wurde, rief ihm ein anderes angelegentlich zu: „Sage nur nicht, wozu das Haberbrot und der kleine Kostets gut ist!"

Später, da in Hasel große Sittenlosigkeit eingerissen, ließen

die Erdleute sich nicht mehr im Dorfe sehen, außer in dem ersten Hause von der Höhle her, dessen Bewohner allein der Tugend treu geblieben waren. In dasselbe kamen eines Winterabends zwei Erdmännlein und baten den Bauer um Essen, wofür sie ihm ihre Bergwerke zu zeigen versprachen. Nachdem sie Suppe bekommen, nahmen sie den Mann mit in die Höhle. Darin gelangten sie an ein fließendes Wasser, worüber sie in einem Kahn setzten, und dann öffneten sie den Eingang der Bergwerke. In diesen waren viel tausend Erdleute mit der Gewinnung und Bearbeitung von Gold und Silber beschäftigt. Als der Bauer alles betrachtet hatte, wurde er mit einem Goldstänglein beschenkt und bis vor die Höhle zurückgeführt. Von nun an kamen die Männlein jeden Abend ins Haus, um Suppe zu essen, worauf sie den Mann stets mit in die Höhle nahmen und ihm eine kleine Goldstange schenkten. Hierdurch ward er allmählich sehr reich, ohne daß jemand im Ort erriet, auf welche Weise. Weil die Erdleute alle so lange Kleider trugen, daß ihre Füße ganz davon bedeckt wurden, sie auch überhaupt diese aufs sorgfältigste verbargen, ließ sich der Bauer endlich durch die Neugierde verleiten, abends in seinen Hausgang gesiebte Asche zu streuen. In dieser zeigten sich dann, nachdem die Männlein darüber gegangen, deren Fußtapfen, die denen der Gänse ganz ähnlich waren. Als die Erdleute das Geschehene merkten, ließen sie sich nie wieder sehen und wahrscheinlich haben sie die Gegend gänzlich verlassen. Gleich nachher fiel der Bauer in eine langwierige Krankheit, welche fortwährend zunahm; dabei büßte er auch nach und nach sein Vermögen ein und starb zuletzt im tiefsten Elende.

45. Schönenberg.

Vor Zeiten waren in Schönenberg mehrere ergiebige Silbergruben nebst einem Goldbergwerke, und Wohlstand herrschte in der ganzen Gegend. Da diese keine eigene Pfarrkirche hatte, stiftete zu deren Erbauung eine reiche Grubenbesitzerin einen halben, oder, wie andere sagen, einen ganzen Sester Silber. Hiermit konnte das Gotteshaus, ohne den Turm, aufgeführt werden, welches, statt auf dem Schönenberg, wo die Frau wohnte, darum nach Schönau kam, daß nicht die Thalbewohner ihre Toten auf die beschwerliche Höhe bringen müßten. In der Kirche erhielten die Schönen-

berger, als die Hauptstifter, gewisse Vorrechte; auch übernahm die Gemeinde, vor jedem Sonn- und Feiertag den Weg von der Wohnung der Bergfrau bis hinunter zum Gotteshaus sauber abzukehren.

Als es nachmals Krieg gab, verschütteten die Bergleute alle Gruben, nachdem sie ihr Arbeitszeug darein geborgen, um sie vor dem kommenden Feinde zu sichern. Sie hofften sie später wieder zu öffnen; allein das Landsterben brach herein und ließ niemand übrig, der die Bergwerke wieder zu finden wußte. Damals war die Sterblichkeit so groß, daß von Wieden, Geschwänd, Utzenfeld und Präg nur noch drei Ehepaare in ihre Pfarrkirche zu Schönau kamen. Die Wiedener führten ganze Leiterwagen voll Toter auf den Schönauer Gottesacker. Einmal fiel unterwegs, bei der Königshütte, ein Leichnam vom Wagen, und davon heißt der Ort noch heute der Totenhügel.

46. Die Maus.*

I. An einer Gebirgsstelle bei Totenau schürfte ein Bergmann längere Zeit vergebens nach Erzen: als er von der Arbeit ausruhte, sah er aus einer Felsenspalte eine Maus schlüpfen. Sie lief zu dem Brot, welches er für sich mitzunehmen und nebenhin auf den Boden zu legen pflegte, und begann es anzufressen. Da schleuderte er sein Fäustel nach ihr, traf aber die nahe Bergwand und warf ein großes Loch hinein. Aus diesem blinkte ihm ein mächtiges Lager gewachsenen Silbers entgegen, welches ihn auf einmal zum reichen Manne machte. Zum Dank gab er der Grube den Namen „die Maus," unter welchem sie noch heute bekannt ist.

II. Durch langes, fruchtloses Schürfen an einer Bergstelle bei Totenau war ein Bergmann um sein und seiner Frau ganzes Vermögen gekommen. Dennoch verlor er nicht Mut und Gottvertrauen und ging eines Morgens mit neuer Hoffnung in die Grube. Darin sah er ein weißes Mäuslein in eine Felsspalte schlüpfen, was er für einen Wink des Himmels hielt. Er erweiterte die Spalte und fand dahinter reichen Anbruch; zum Danke nannte er das Bergwerk „die Maus," welches viele Jahre lang von großer Ergiebigkeit war, gegenwärtig aber nicht mehr betrieben wird.

*) Vgl. II. 26. 28. IV. 40.

47. Die Goldgrube bei Zähringen.

Als die Herzöge von Zähringen das Freiburger Münster zu bauen begannen, fanden sie in ihrem Burgberge eine reiche Goldgrube, deren Ausbeute ihnen die großen Baukosten bestreiten half. Kaum war das Gebäude vollendet, so war die Goldgrube verschwunden. Um sie wieder aufzufinden, ließ ein späterer Burgherr durch seine Bergleute große Arbeiten vornehmen, wobei sie in ein unterirdisches Gewölbe kamen, in dem ein brennendes Licht auf einem Tische stand. An diesem saß eine schneeweiße Frau mit einem Bund Schlüssel in der Hand, welche dem Eintretenden zurief: „Entfernt euch augenblicklich und lasset euer unnützes Suchen; denn das Gold wird niemals wieder gefunden.“ Voll Schrecken eilten die Bergleute davon, und seitdem hat niemand mehr gewagt, die Grube aufzusuchen.

48. Heiligkeit des Sonnabends.*

Im Freiamt bei Emmendingen arbeitete eines Samstagabends ein Bergmann allein in der Grube „Silberloch.“ Auf einmal hörte er hinter sich, auf einem zugedeckten alten Schachte, gehen und den dort stehenden Schubkarren hin und her werfen. Da er niemand erblickte, eilte er erschrocken aus der Grube. Von seinem gewöhnlichen Mitarbeiter, dem er das Ereignis erzählte, wurde er, wegen seiner Furcht, tüchtig ausgelacht. Als nun jener am nächsten Samstagabend im Silberloch beschäftigt war, vernahm er auch das Gehen, blieb aber ruhig und arbeitete fort. Bald darauf erblickte er einen Schein, schaute um, und sieh! da kamen mehrere Geister mit brennenden Lichtern vom Schachte her auf ihn zu. „Seid ihr böse Geister, so weichet von mir; seid ihr aber gute, so zeiget einem armen Bergmann reiche Anbrüche!“ sprach er zu ihnen. Allein einer der Geister packte ihn an der Achsel und warf ihn zehn Klafter weit, daß er die Besinnung verlor. Aus diesem Zustande erweckte ihn erst spät in der Nacht sein Genosse, der, um ihn zu suchen, in die Grube kam, und beide faßten nun den festen Vorsatz: den Sonnabend nie mehr durch Arbeiten zu entheiligen. An der Achsel, wo der Mann von dem

*) Auf den meisten Erzgruben, z. B. am ganzen Oberharz, hat sich diese Sitte, am Samstage zu feiern, bis auf den heutigen Tag erhalten. Auf Stein- und Braunkohlengruben kennt man sie nicht.

Geiste ergriffen worden, behielt er sein Leben lang ein zeitweises Zittern.

49. Suggenthal.

In diesem Grunde befanden sich vor Zeiten viel reiche Gold- und Silbergruben, worin fünfzehnhundert Bergleute arbeiteten; er war so voll Häuser, daß die Katzen von der Elz bis zum obersten Hof auf den Dachfirsten kommen konnten, und auf der heutigen Schloßmatte stand ein gar stattliches Grafenschloß. Darin und in dem ganzen Orte herrschte großer Reichtum, aber auch große Hoffart und Üppigkeit. Die Gräfin hatte eine einzige, wunderschöne Tochter, um die sich viele bewarben; allein dieselbe wollte nur denjenigen nehmen, welcher im Schloß einen gläsernen Weiher mit lebendigem Wasser anlegen würde, daß sie aus ihrem Bett die Fische darin umherschwimmen sähe. So schwer diese Bedingung auch zu erfüllen war, so ließ doch der Anführer der Bergleute sich nicht abschrecken, sondern führte mit unsäglicher Mühe eine dreistündige Wasserleitung (deren Überbleibsel jetzt der Mauerweg heißen) von der Platte bis zum Schlosse, wo er den Weiher ganz nach des Fräuleins Verlangen anlegte. Und somit schenkte sie ihm ihre Hand; die Hochzeit ward im Schloß und Ort aufs üppigste gefeiert und endlich der Übermut und die Frechheit so groß, daß sie die Brosamen des Weißbrots herausschnitten und in der Kruste wie in Schuhen tanzten, ja, ganz nackt Reigen aufführten.

Während dessen ging der Pfarrer mit dem hochwürdigsten Gute am Schlosse vorüber zu einem Kranken, wobei der vorangehende Meßner üblicher Weise schellte. Da wollten einige mit dem Tanz einhalten und niederknien, aber die Gräfin rief: „Was fragt ihr nach der Schelle, jede meiner Kühe hat auch eine solche!“ Und nun ging es fort mit Spielen und Tanzen. Auf dem obersten Hof bei dem Kranken, der ein christlicher alter Mann war, angekommen, versah ihn der Pfarrer mit den hl. Sakramenten und entfernte sich dann wieder in Begleitung des Meßners. Nicht lange darauf schickte der Mann seinen sechzehnjährigen Sohn, welcher allein bei ihm war, an das Fenster, um nachzusehen, ob am Himmel keine Wolke sei. Die Antwort lautete: es komme ein Wölkchen, so groß wie ein Hut, über den Schwarzenberg. Noch zweimal mußte der Sohn nach der Wolke schauen; das erste Mal hinter-

brachte er, sie sei so groß wie eine Wanne, das zweite Mal: sie habe die Größe eines Scheuerthors. Da befahl ihm sein Vater, ihn geschwind auf den Lufer zu tragen, denn Gottes Gericht breche jetzt über das Thal herein. Nachdem sie auf dem Berge angelangt waren, setzten sie sich nieder und betrachteten das kohlschwarze Gewitter, welches inzwischen über das Thal sich zusammengezogen hatte und nun mit schrecklichen Blitzen und Donnerschlägen und einem ungeheuren Wolkenbruche sich entlud. Alle Gebäude, außer der Kirche und dem obersten Hofe, wurden entweder vom Wasser weggerissen oder von den einstürzenden Bergen bedeckt, sämtliche Gruben zerstört und von der ganzen Einwohnerschaft nur der alte Mann mit seinem Sohne und ein kleines Kind am Leben erhalten. Dieses Kind, ein Knäblein, schwamm in seiner Wiege mitten in der Flut, und bei ihm befand sich eine Katze. So oft die Wiege auf eine Seite sich neigte, sprang die Katze auf die entgegengesetzte und brachte so die Wiege wieder ins Gleichgewicht. Darüber gelangte diese glücklich bis unterhalb Buchholz, wo sie im Dold oder Wipfel einer hohen Eiche hängen blieb. Als der Baum wieder zugänglich geworden, holte man sie herunter und fand Kind und Katze lebend und unverletzt. Da niemand wußte, wer des Knäbleins Eltern gewesen, so nannte man es nach dem Wipfel des Baumes: Dold, und dieser Name wird von seinen Abkömmlingen noch heute geführt. Nachdem das Wasser aus dem Thal abgelaufen war, fanden die Leute der Nachbarschaft viele Leichen, die sie noch erkannten; auch stifteten sie für die Umgekommenen zahlreiche Seelenmessen. An der Kirche hatte das Wasser ein Zeichen seiner Höhe hinterlassen, das auf keinerlei Weise mehr weggebracht werden konnte.

Der ganze Grund, welcher bisher Reichenthal geheißen, erhielt nun den Namen Sunkenthal, und daraus ist in der Folge Suggenthal geworden.



Anhang.

Quellenverzeichnis.

I. Wie Bergwerke gefunden wurden.

1. Friedr. Gottschalk, Die Sagen und Märchen der Deutschen, Halle 1814, p. 87; Bechstein, Deutsches Sagenbuch, p. 331; Pröhle, Harzsagen; Gräße, Sagenschatz für das Königr. Sachsen; Onno Klopp, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, p. 88 ff. und viele neuere.
2. Mathesius, Sarepta p. 17 a; Otia metallica, Schneeberg 1748/51, II, p. 147; Fabricius, Origg. Sax. V, p. 556; Albinus, Meißnische Bergchronik; Mollerus, Chron. Freyberg und viele andere.
3. a Friedr. Gottschalk, a. a. O. p. 85; Gräße a. a. O. p. 359; Ziehnert, Sachsens Volkssagen, Balladen, Romanzen und Legenden. Annaberg 1839. III. Bd. p. 190.
3. b Textor, Historischer Bildersal der sächs. Geschichte. Meißen 1834. I, p. 279 f; Gräße a. a. O. p. 341.
4. Meltzer, Schneeberger Chronik, p. 32 f., poetisch bei Ziehnert, a. a. O. III, p. 59 f; Gräße, a. a. O. p. 317. Otia metallica, II, p. 152 Anmerkung.
5. Otia metallica, II, p. 152 Anmerkung.
6. Ziehnert, a. a. O. III, p. 256.
7. Otia metallica, II, p. 152 Anmerkung.
8. Otia metallica und Ziehnert, a. a. O. III, p. 205, poetisch bei Segnitz, Sagen, Legenden und Erzählungen aus der Geschichte des sächsischen Volkes. Meißen 1839. I, p. 107; Gräße, a. a. O. p. 361.
9. u. 10. Schriftlich mitgeteilt von Herrn Sektionsrat Alois Schmidt in Hall in Tirol.
11. Von demselben, jedoch schon veröffentlicht in Joseph von Sparges' Tirolischer Bergwerksgeschichte. Wien 1765. p. 74.
12. u. 13. Schriftlich mitgeteilt von Herrn Alois Schmidt.
14. Joseph von Sparges, a. a. O.
15. Hrdina, Geschichte der Wieliczkaer Saline. Wien 1842. p. 2.

II. Sagen vom Berggeist.

1. Prätor., Weltbeschreibung; Bräuner, Curios.; G. Agricola, de animal. subterr.; Lavater, de spectris, I, p. 16; C. E. F., Neue Sammlung merkwürdiger Geschichte u. s. w. Breslau und Leipzig 1756. p. 183; Grimm, Deutsche Sagen, I, p. 3.
2. Grimm, a. a. O. I, p. 3; Bechstein, Deutsches Sagenbuch, p. 519.
3. Grimm I, p. 3; Bechstein, p. 519; Remigii Daemonololatria, II, p. 45; Gräße, p. 340.
4. Kuhn u. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. 1848. p. 207.
5—8. Bechstein, p. 469, 612 u. 613.
9. Grimm, I, p. 4; Thüringen und der Harz, IV, p. 85; Gräße, Sagenbuch des preuß. Staates, I, p. 628.
10. Kuhn und Schwartz, p. 194.
11. Pröhle, Harzsagen, 1854. p. 69 f; Harrys, Niedersächs. Sagen, II, p. 2; Gräße, Sagenbuch des preuß. Staates, I, p. 627.
12. Harrys, a. a. O. II, p. 5; Gräße, Sagenbuch, I, p. 627 f.
13. Pröhle, p. 70.
14. Pröhle, p. 71; vergl. Grimm, I, p. 4; Kuhn und Schwartz, p. 194.
15—26. Pröhle, p. 71, 72, 72, 73, 73 f., 132, 133, 133, 134, 157. 64, 68.
27. Bechstein, a. a. O. p. 332.
28.—36. Mündlich von Bergleuten bei Beuthen in Oberschlesien.
37. F. Gramer, Chronik der Stadt Beuthen in Oberschlesien, p. 424.
38. Mündlich.
39. Karl Winter, Vaterländische Sagen und Märchen, p. 125 ff; Ziehnert, a. a. O. III, p. 170 f; Gräße, Sagenschatz, p. 201; Benseler, Berggeschichten, p. 56 ff; Heinr. Gerlach, Kleine Freiberger Chronik, p. 98.
40. Gustav Schilling im Freiberger Stadt-, Land- und Berg-Kalender 1852, p. 31 ff.
41. Flader, Wiesenthälisches Ehrengedächtnis, p. 75; Lehmann, Natürliche Merkwürdigkeiten, p. 250; Gräße, Sagenschatz, p. 327; 50. und 51. Jahresbericht des voigtländ. Altertumsvereins zu Hohenleuben rc., herausgegeben von Pfarrer Dietrich, p. 12.
42. Ziehnert, III, p. 209, novellistisch bearbeitet von K. Winter in der Constitutionellen Zeitung 1854 No. 212 f; anders erzählt von C. B. Dietrich u. a. Textor, Die romantischen Sagen des Erzgebirges. Annaberg 1822. I, p. 134; Benseler, Berggeschichten, p. 79 ff; Gräße, Sagenschatz, p. 344.
43. Novellistisch behandelt bei Dietrich und Textor, I, p. 225 ff; Gräße, Sagenschatz, p. 355.

44. Engelschall, Beschreibung von Johanngeorgenstadt, Leipzig 1724, p. 136, poetisch bearbeitet von Segnitz, a. a. O. I, p. 23 ff; Gräße, Sagenschatz, p. 305 f.
45. Lehmann, Obererzgebirgischer Schauplatz, p. 75, vergl. p. 53; Gräße, Sagenschatz, p. 386 f.
46. Freiberger Zeitung Nr. 46 vom 10. Juni 1865.
47. " " " 47 " 14. " 1865.
48. Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs, Innsbruck 1858, p. 65.
49 u. 50. Bader, Badische Volkssagen, p. 82 u. 86.
51. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, p. 125; Otto Henne-Am Rhyn, Die deutschen Volkssagen, p. 177.

III. Sagen von den Venedigern.

1. Gräße, Sagenbuch, II, p. 961.
2. Ey, Harzmärchenbuch, p. 40.
3., 4. u. 5. Kuhn u. Schwartz, Norddeutsche Sagen ꝛc. p. 197 ff.
6. Bechstein, p. 410.
7—9. Pröhle, Harzsagen, p. 49, 63, 1., 129 f.
10. Friedr. Gottschalk, Die Sagen und Volksmärchen der Deutschen. Halle 1814. I, p. 142.
11—14. Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs. Innsbruck 1858. p. 16, 17, 18 f., 20.

IV. Vermischte Sagen.

1. Büching, Volkssagen. Leipzig 1820. p. 326.
2. Bechstein, p. 429.
3. Friedrich Gottschalk, p. 318.
4. Nach einer schriftlichen Aufzeichnung aus dem Nachlasse des badischen Sagensammlers Bader.
5. Hebel und nach diesem sehr viele neuere.
6. Möller, p. 293; Textor, Historischer Bildersal, V, p. 124; poetisch bei Ziehnert, I, p. 1 f; Benseler, p. 83 ff; Gräße, Sagenschatz, p. 198, ausführlich p. 348 ff.
7—9. Pröhle, p. 68, 69, 134.
10. Gräße, Sagenbuch, I, p. 634, nach Harrys, II, p. 18.
11. Ebendasselbe, I, p. 522, nach „Thüringen und der Harz“ II, p. 70.
12. Bechstein, p. 332; Gräße, Sagenbuch, I, p. 136.
13. Bader, Badische Volkssagen, p. 293.

14 u. 15. Bechstein p. 800 u. 811.
16. Otia metallica p. 169; Thomas Schreiber, Von Auffunft u. Anfang der harzischen Bergwerke, Cap. 5, p. 43; Kuhn u. Schwartz p. 207.
17. Gräße, Sagenbuch, I, p. 561.
18. Kuhn u. Schwartz, p. 187.
19. Vergl. I, 1.
20. Kuhn u. Schwartz, p. 186; Gräße, Sagenbuch, I, p. 545.
21. Gräße, Sagenbuch, I, p. 560 ff; romantisch behandelt von Fischer, Bergvesten der preuß. Monarchie, II, p. 315.
22. Grimm und von da in vielen Lesebüchern.
23. J. Kern, Schlesische Sagenchronik. Breslau 1840. p. 131; J. Günther, Großes poetisches Sagenbuch, I, p. 4 f.
24. Robert Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, p. 870.
25. u. 26. Ebendasselbe, p. 878.
27. Gräße, Sagenbuch; Rob. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, p. 878.
28. Robert Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, p. 869.
29 u. 30. Vonbun, p. 63 u. 32 f.
31. Freiberger Zeitung Nr. 46 vom 10. Juni 1865.
32. Benseler, p. 72 ff; Freib. Stadt-, Land- u. Berg-Kalender 1865 p. 45.
33. Möller, Freibergische Annales 1653, II, p. 60; Ziehnert, I, p. 89 ff; Gustav Schilling, Geister des Erzgebirges, p. 15; Benseler, p. 47 ff; Gräße, Sagenschatz, p. 193; zuletzt H. Gerlach, a. a. O. p. 91.
34. Möller, p. 293; Manlius, Collect. I; Hondorff, Promptuar. exempl.; Remigii Daemonololatria, II, p. 73; Benseler, p. 59; Gräße, Sagenschatz, p. 198.
35. Möller, p. 293; Gräße, Sagenschatz, p. 199.
36. Meltzer, p. 923 f; Gräße, Sagenschatz, p. 318.
37. Ziehnert, III, p. 216; Gräße, Sagenschatz, p. 321; romantisch bearbeitet von Oscar Gießler, Sächsische Volkssagen, Stolpen.
38. Novellistisch behandelt von Fr. Gottschall, II, p. 53 ff; poetisch bei Ziehnert, I, p. 95 ff; Gräße, Sagenschatz, p. 350 ff.
39. Julius Schanz bei Gräße, Sagenschatz, p. 502.
40. Erzgebirgszeitung, redigiert von Dr. Mayr. 1880. Heft 3, p. 143.
41. Ludwig Roland bei J. Günther, a. a. O. I, p. 99 f.
42. Schriftl. mitgeteilt von Hrn. Sektionsrat A. Schmidt in Hall (Tirol).
43. Siehe im Texte die angegebenen Quellen.
44—49. Baader, Badische Volkssagen, p. 17, 20, 23, 50, 56, 61.



Alphabetisches Verzeichnis

und

Erklärung der in dem Buche vorkommenden bergmännischen Ausdrücke.*



Abbaustrecke, ein unmittelbar zur Gewinnung des betreffenden Minerals gebauter Gang im Innern des Bergwerks.

Ablegen, Entlassen der Arbeiter.

Abnahme, Vermessung der Länge, die in verdingter Arbeit gefertigt worden ist.

Absinken, das, ein lotrechter Schacht im Innern des Bergwerks.

Abteufen, das, siehe Absinken; als Zeitwort = einen Schacht anlegen.

Anbruch, eine durch Grubenbetrieb aufgefundene (erbrochene) Masse Erz. Einen Anbruch machen, eine solche Erzmasse auffinden.

Anfahren, sich zur Arbeit, oder überhaupt Beschäftigung, Besichtigung, auf die Grube oder Hütte begeben: beim Bergbau oder Hüttenwesen Arbeit haben.

Anlegen, in Arbeit nehmen.

Anschläger, ein Arbeiter, der das Füllen und Anhängen der Fördergefäße am Schachte zu besorgen hat.

Aufschreiben, das Versammeln der Arbeiter nach vollbrachter Schicht im Zechenhause zum Zwecke der Aufzeichnung der verfahrenen Schicht im Arbeitsbuche (Schichtenbüchel) durch einen Beamten.

Ausarbeiten, die nach erfolgter Sprengung an den Stößen losgelösten, aber noch nicht heruntergefallenen Gesteinsmassen herunterreißen.

Ausbeute, der Reingewinn beim Bergbau.

Ausfahren, die Grube verlassen, zu Tage fahren (steigen).

---

* Manche Erklärungen sind entnommen aus: Gätzschmann, Sammlung bergmännischer Ausdrücke. Freiberg, 1881, Craz & Gerlach.

Bauen, ein Bergwerk = betreiben.
Bergamtsoberer, der oberste Beamte eines Bergamts.
Berge, das beim Betriebe eines Baues vorkommende unhaltige Gestein.
Bergjunge, ein im Bergwerk beschäftigter Knabe.
Bergknappe, der eigentliche Bergmann.
Bergleder, ein lederner Schurz der Bergleute, den sie hinten (daher auch Hinterleder genannt) tragen.
Bergmeister, ein Beamter, der die bergpolizeiliche Aufsicht führt.
Besetzen, das gebohrte Loch laden und für das Sprengen in Stand setzen.
Bohrfäustel, siehe Fäustel.

Doppelschicht, zwei ohne Unterbrechung aufeinander folgende Schichten.

Einfahren, sich in eine Grube begeben.
Eisen, Bergeisen, ein an einem Stiel (Halm) befestigter stählerner oder verstählter Spitzkeil zum Heraushauen oder Bearbeiten des Gesteins mit Hilfe des Schlägels (siehe dort).
Erliegen, aufhören bauwürdig zu sein.
Erzgang, eine plattenförmige Erz-Lagerstätte, in der Art einer ausgefüllten Gebirgsspalte.
Erzstufe, ein Stück Erz.

Fahren, sich im Grubenbau fortbewegen.
Fahrloch, Öffnung in der Fahrtbühne zum Durchfahren.
Fahrt, Leiter.
Fahrzeug, Grubenkleidung.
Fäustel, ein Hammer mit zwei gleichgestalteten Bahnen (Schlagflächen).
Firste, die höchste, oberste Begrenzungsfläche, die Decke eines Grubenbaues.
Flötz, eine plattenförmige Lagerstätte, welche mit dem umgebenden Gebirgsgestein gleichzeitige Entstehung und gleichartige Ausdehnung hat.
Fördern, zu Tage schaffen.
Fördertrum, der zur Herausschaffung des gewonnenen Minerals dienende Teil des Schachtes.
Förderwagen, ein Wagen, in welchem das gewonnene Mineral zum Schachte gefahren wird.
Freikux, ein Kux (siehe dort), welcher bei einem Bergbau zu Gunsten anderer frei und dergestalt verbaut wird, daß letztere darauf keine Zubuße (siehe dort) zu zahlen, wohl aber Ausbeute zu genießen haben.

Frühschichter, Arbeiter, deren (gewöhnlich 8stündige) Arbeitszeit auf den Vormittag fällt.

Füllort, ein erweiterter Raum um einen Schacht herum, in der Grube, woselbst die aus den Bauen herbeigeförderten Massen aufgestürzt und in die Schachtfördergefäße gefüllt werden.

Göpel, bei Erzgruben das Haus über dem Schachte.

Gedinge, die Übereinkunft, eine gewisse Menge von Arbeit für ein gewisses Lohn zu leisten.

Geleuchte, das Beleuchtungsmittel der Arbeiter in der Grube.

Gerölle, Anhäufung von festen, aber zusammenhanglosen Bruchstücken.

Geschworner, siehe Bergmeister.

Gesenke, ein Abteufen von verhältnißmäßig geringer Teufe.

Gewerke, Mitbesitzer einer Grube.

Gezähe, Handwerkszeug der Bergleute.

Grube, die Gesamtheit zusammengehöriger unterirdischer Baue an einem Ort.

Grundstrecke, eine Hauptstrecke, von der aus die Abbaue getrieben werden und auf der sich die gesamte Förderung nach dem Schachte vereinigt.

Hängebank, der oberste Teil, die Mündung eines Schachtes.

Halde, eine durch bergmännische Arbeiten entstandene Anhäufung von Mineralmassen.

Halmscheide, ein hölzerner oder blecherner Behälter für die zum Entzünden der besetzten Löcher mit Pulver gefüllten Strohhalme; jetzt meistens nur noch in Kohlengruben gebräuchlich.

Hangendes, diejenige Masse des Gebirgsgesteins, welche auf einem nicht lotrecht stehenden Gange oder Flötze aufzuliegen scheint, seine Decke bildet.

Haspel, Winde.

Hauer, Häuer, diejenige Klasse von Bergleuten, welche die eigentlichsten bergmännischen Arbeiten, das Lostrennen, Gewinnen des Gesteins und anderer Massen zu verrichten hat.

Hinterleder, siehe Fahrleder.

Hund, ein kleiner Förderwagen auf vier Rädern, von denen das eine Paar höher ist als das andere.

Huthaus, ein Haus bei der Grube, in welchem Gezähe und Materialien aufbewahrt werden, die Bergleute sich zum Ein- und Ausfahren 2c. versammeln.

Hutmann, ein zur Beaufsichtigung, Übernahme und Ausgabe des Gezähes und der Materialien verpflichteter Mann, der Hausmann des Huthauses; in manchen Ländern so viel als Obersteiger.

Knappe, siehe Bergknappe.

Knappschaft, die gesamte anfahrende Mannschaft.

Kniebügel, starke Lederkappen zum Schutze der Kniee beim knieenden Arbeiten.

Kunst, eine Wasserhebungsmaschine, meistens mit Pumpen, die am Gestänge angehängt sind, ausgerüstet.

Kunstgestänge, die der Länge nach vereinigten Stangen oder Schienen zum Betriebe der „Kunst."

Kunstjunge, ein dem Kunstknechte zu Handleistungen beigegebener Junge.

Kunstknecht, der Wärter der Wasserhebungsmaschine.

Kux, einer der Teile, in deren gesetzlich bestimmte Zahl der Besitz an einer gewerkschaftlichen Grube geteilt ist; gewöhnlich 128.

Lachter, ein altes bergmännisches Maß = 80 Zoll rheinisch.

Letten, Lehm.

Liegendes, der Teil des Gebirgsgesteins, welcher unter einer nicht senkrecht einfallenden plattenförmigen Lagerstätte liegt; entgegengesetzt dem Hangenden.

Markscheider, ein mit Vornahme bergmännischer Vermessungen Beauftragter.

Nachtschichter, die Arbeiter, deren Arbeitszeit auf die Nacht fällt.

Obersteiger, der Beamte auf der Grube, welcher den ganzen Betrieb oder einen großen Teil desselben zur unmittelbaren Leitung und Überwachung unter sich hat, vorausgesetzt, daß noch mehrere Aufseher unter ihm stehen.

Ort, der Schluß einer Strecke oder eines streckenartigen Baues im Gestein.

Ortsstoß, die ganz oder ziemlich senkrechte Fläche, welche am Orte die Strecke und dergl. eigentlich schließt, das eigentliche Ende bildet.

Pfeiler, ein durch den Betrieb abgesonderter und dadurch zum Abbau vorgerichteter Teil einer Lagerstätte.

Pingen, trichterartige Einsenkungen im Boden, an den Stellen, wo früher Schächte waren.

Puffjacke, ein charakteristisches Kleidungsstück der Bergleute.

Radstube, Aufenthaltsort des Wärters der durch ein Wasserrad betriebenen Maschine.

Rundbaum, die Welle eines Haspels.

Schacht, ein bergmännischer Bau von stets gleichem Querschnitt, der die Tagesoberfläche mit einer Lagerstätte verbindet.

Schicht, die bestimmte, regelmäßige, tägliche Arbeitszeit; Schicht machen = aufhören zu arbeiten.

Schichtmeister, Rechnungsführer.

Schlägel, ein schweres Fäustel zum Eintreiben des Bergeisens.

Schlepper, Arbeiter, welche die Fördergefäße füllen und zum Schachte bringen.

Schrämen, das Herstellen eines verhältnißmäßig engen und tiefen Einschnittes in die Gesteinsmasse, um deren Aushieb vorzubereiten und zu erleichtern.

Schram, der durch Schrämen (s. d.) hergestellte Einschnitt.

Sohle, der Gebirgsteil, auf welchem ein Flötz zunächst aufliegt (Liegendes).

Sohlenschram, der Schram an der Sohle.

Steiger, derjenige, der die Aufsicht über die Häuer und überhaupt über die Gewinnungsarbeiten hat.

Stolln, ein streckenartiger Grubenbau, welcher in der Regel von Tage in das Gebirge hinein, allemal aber wenigstens so getrieben sein muß, daß die demselben zufallenden Wasser von selbst zu Tage auslaufen können, also nicht künstlich herausgehoben zu werden brauchen.

Stollnbier, Bergfest.

Stollnkappen, die unter der Stollnfirst angebrachten Querhölzer.

Stollnmundloch, die Mündung, der Anfang des Stollns.

Stoß, die seitliche Begrenzungsfläche eines Baues (Ortsstoß).

Strecke, ein Grubenbau, in der Hauptsache von regelmäßigem, gleichbleibendem Querschnitte, seiner größten Längenausdehnung nach in der Richtung der Sohle, gewöhnlich vom Schachte oder einem andern Grubenbau, selten am Tage angesetzt.

Strosse, ein stufenförmiger Absatz in einem Grubenbaue.

Stuferz, Stückerz.

Taub, unhaltig, leer an nutzbaren Mineralien.

Teufe, Tiefe.

Thürstock, in der Zimmerung ein aufrechtstehendes Holz, über welches ein söhliges, die Kappe, gelegt wird.

Tragstempel, ein Stück Stammholz, welches ein höheres Stück Zimmerung trägt.

Wand, ein größeres oder kleineres abgetrenntes Gesteinsbruchstück, oft auch so viel als Stoß.

Wegthun, ein besetztes Bohrloch anzünden.

Weilarbeiter, jemand, der außer der gewöhnlichen Arbeitszeit noch eine Nebenarbeit vornimmt.

Zeche, Grube.

Zubuße, der Zuschuß, den die Gewerken zum Betriebe einer Grube einzahlen, so lange dieselbe die Kosten noch nicht selbst deckt.

Zweimenschenbohrer, ein Gesteinsbohrer, den ein Arbeiter hält und dreht, während ein zweiter mit einem schweren Fäustel darauf schlägt.



Alphabetisches Register

der

in den Sagen vorkommenden Personen- und Ortsnamen.





Druck der Gerlach'schen Buchdruckerei in Freiberg.



